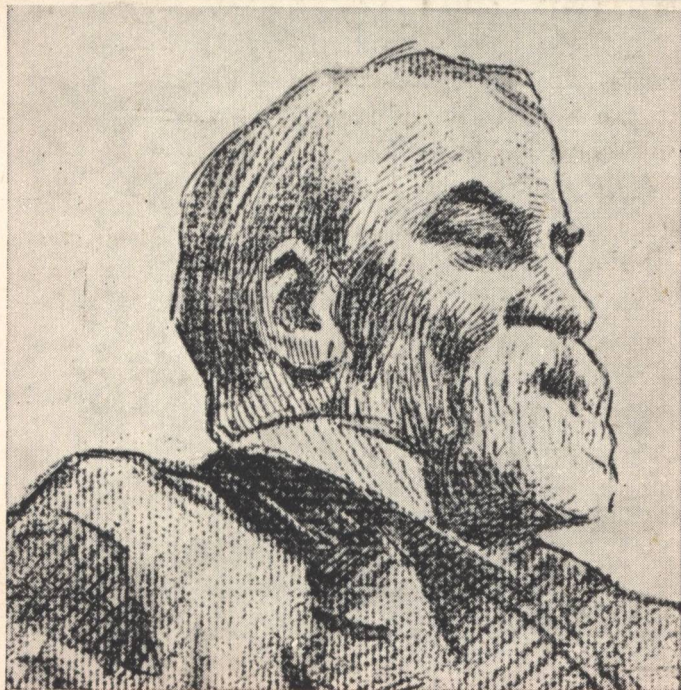


ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES



Gottlieb Geiß

Dwight L. Moody

Vom Kaufmann zum Evangelisten



BRUNNEN-VERLAG GIESSEN UND BASEL

Dwight L. Moody

Nicht ohne Grund gilt Moody als der Fürst unter den Evangelisten. Ungezählte haben durch den Dienst dieses Mannes den Weg zu Christus gefunden. Wir erleben, was Gott aus einem Menschen machen kann, der sich ihm früh zur Verfügung stellt, sein Werk mit Liebe und Eifer treibt, nicht eigene Ehre sucht, sich die rechten Mitarbeiter erbittet und Großes vom Herrn erwartet. Schritt für Schritt wurde Moody aus seinem irdischen Beruf herausgeführt, um sich ganz in den Dienst der Evangeliumsverkündigung zu stellen. Dreimal reiste er nach England und wurde später der Träger einer mächtigen Erweckungsbewegung, die durch ganz Nordamerika ging. In dem 1886 von ihm in Chicago gegründeten Bibelinstitut haben seit seinem Bestehen 50 000 Reichgottesarbeiter das Rüstzeug bekommen für einen fruchtbaren Dienst.

Der kurze Lebensabriß bietet auf knappem Raum einen umfassenden Einblick in Werden und Wirken dieses gesegneten Zeugen Jesu Christi. Besonders wertvoll sind die wörtlich angeführten Proben aus Moodys Ansprachen, die seine besondere Gabe als Volksmissionar und Evangelist erkennen lassen.

Jens Köhler
Weihekamp 23
4933 Blomberg-Cappel
Telefon 0 52 36 / 1051

Dwight L. Moody

Vom Kaufmann zum Evangelisten

Von
Gottlieb Geiß



BRUNNEN-VERLAG, GIESSEN UND BASEL

Achtundvierzigster Band
der Sammlung
„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“

INHALTSVERZEICHNIS

„Reich will ich werden“	3
Nur nichts Halbes!	9
Auf dem Sand	15
Ob Gott mich brauchen kann?	21
Unter dem Zelt	26
Immer tiefer hinein!	30
Gewogen	38
Gott wagt es auch mit Nullen	46
Gold ist ein schlechter Lebensretter	51
In voller Glut	57
Gerettet	68
Laß mich nicht müde werden, eh' ich mein Ziel erreicht	73

„Reich will ich werden!“

Das war der Wunsch seiner Kinderjahre.

Sein Vater, Edwin Moody, war ein armer Maurer in Northfield, einem kleinen Ort in dem amerikanischen Bundesstaat Massachusetts. An der atlantischen Küste gelegen, ist Massachusetts unter den 13 Staaten, die am 7. Juni 1776 ihre Unabhängigkeit von England erklärten, einer der ältesten. Bis 1620 gehen die Anfänge der Besiedlung zurück. In Massachusetts fiel der erste Schuß in der Revolution gegen die englische Herrschaft.

Englische Soldaten waren von Boston ausgesandt, um Waffen auf dem Land zu beschlagnahmen. Ein Haufen bewaffneter Bauern versperrte ihnen den Weg. Es waren „Minutenmänner“, d. h. Freiwillige, die sich eben noch im letzten Augenblick verpflichtet hatten. „Geht aus dem Weg, Rebellen!“ schrie der englische Hauptmann. „Bleibt stehen, Leute!“ rief der amerikanische Offizier. So fielen die ersten Schüsse der englischen Soldaten. Als sich die Engländer nach Boston zurückzogen, mußten sie 273 Soldaten tot und verwundet zurücklassen.

So begann in Massachusetts die Revolution gegen England. Am 3. September 1783 wurde nach siebenjährigem Krieg der Friedensvertrag unterzeichnet, in dem England die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Nordamerika anerkannte. 1789 wurde Washington der erste Präsident der Vereinigten Staaten. Bis heute sind die 13 Gründerstaaten durch einen Streifen im Sternenbanner symbolisiert. Auch Massachusetts hat einen Streifen in der amerikanischen Nationalflagge.

Doch wir kehren zurück zu Edwin Moody in Northfield in Massachusetts. Er starb nach nur dreizehnjähriger Ehe. Bei der Arbeit hatte er sich in der Seite verdehnt. Als die Schmerzen nicht nachließen, wollte

er sich zu Bett legen. Nach seiner Gewohnheit kniete der fromme Mann zuerst nieder. In dieser Stellung wurde er vom Tode überrascht.

Seiner Witwe, Betsy Holton, hinterließ er nichts als ein Häuslein an der Berglehne mit ein wenig Ackerland und dazu ein Häuflein Schulden. Edwin Moody hatte einem guten Freund Geld geliehen und es nicht wieder bekommen. Die Schar der 7 Kinder, von denen das älteste 13 Jahre alt war, wurde bald nach des Vaters Tod um ein Zwillingsspaar vermehrt. Dwight Moody, dessen Leben wir beschreiben wollen, war als sechstes Kind seiner Eltern am 5. Februar 1837 geboren worden.

Man wollte Mutter Moody überreden, ihre Kinder ins Armenhaus zu geben und nur die beiden Jüngsten daheim zu behalten. Sie könne doch unmöglich sieben wilde Buben erziehen. Ihre Antwort auf all diese Vorschläge war immer: „Nicht, solange ich diese beiden Hände habe!“ Und sie wurde nicht enttäuscht. Ihre Brüder in Boston halfen ihr die Schulden auf dem Gütchen verzinsen, und ihre ältesten Buben besorgten die Landwirtschaft.

„Sie hat ihre Kinder alle großgekriegt“, sagten die Nachbarn in ehrlicher Bewunderung.

Wir wollen Mutter Moody jetzt fragen: „Wie hast du denn deine Neun alle großgekriegt?“ Sie gibt uns eine doppelte Antwort:

1. „Ich habe für meine Kinder täglich die Hände gefaltet. Ich bin meinen Kindern auf den Wegen, wo ich ihnen nicht auf Schritt und Tritt folgen konnte, nachgegangen in unermüdlicher Fürbitte. Vor dem Thron Gottes haben wir uns immer wieder gefunden, auch wenn unsere Wege auseinandergegangen waren durch irgendeine List des bösen Feindes. So habe ich alle meine Neun großgekriegt.“

2. Ich habe die Sorgen und Nöte meines bekümmerten Mutterherzens immer wieder ausgeschüttet vor dem Kreuz Jesu. Gerade wenn ein Lieblingskind in besonderer Anfechtung und Versuchung stand, gerade wenn ein Sorgenkind seine bösen Stunden und Tage hatte, gerade wenn ich einem Schmerzenskind nicht raten und helfen konnte, dann habe ich meine Herzensnot ausgeschüttet vor dem Kreuz Jesu. Gerade dann, wenn meine Kinder uneins oder unzufrieden waren, habe ich nicht in sie hineingeschimpft oder hineingepredigt, sondern dann habe ich unter dem Kreuz Jesu meinen Jammer ausgebreitet. Und wenn ich selber etwas falsch gemacht hatte in der Kindererziehung, dann habe ich meine eigenen Muttersünden gebeichtet unter dem Kreuz Jesu. So habe ich alle meine Neun großgekriegt.“

Sobald die Kinder groß genug waren, schickte sie Mutter Moody ins Dorf zur Kirche. Vormittags und nachmittags wurde gepredigt, dazwischen Sonntagschule gehalten. Damit die Kinder an allen drei Gottesdiensten teilnehmen konnten, gab ihnen die Mutter gleich das Mittagessen mit. Den Sonntagabend brachte die Familie zu Hause zu. Die Sonntagsfeier bildete das Band, das die Familie Moody zusammenhielt.

Nach dem Abendessen sammelten sich die Kinder um die Mutter, des Sommers unter dem großen Zückerhorn im Garten. Die Mutter las aus den Büchern vor, die sie sich aus der Sonntagsschulbibliothek entliehen hatte. Merkwürdig war es dabei oft, wie solch eine Geschichte paßte. Wenn Dwight trotzig gewesen war oder Samuel mit dem Zwillingschwesterchen sich gezankt hatte, so enthielt die Sonntagsgeschichte todsicher eine Anspielung darauf. Wenn aber die Kinder nach den anzüglichen Stellen suchten, waren sie nicht zu finden. Das Mutterherz hatte sie zwi-

schen die Zeilen hineingeschmuggelt. Werktags bei Tisch sagte Mutter Moody einen Bibelspruch oder Liedervers, den dann die Kinder lernen und wiederholen mußten.

Ein großer Schmerz für Mutter Moody war, daß ihr Aeltester, der ihre Stütze hätte sein sollen, eines Tages im Trotz davonlief. Jahrelang hörte die Mutter nichts von dem verlorenen Sohn. Wenn an stürmischen Winterabenden die Kinder um die Mutter am Kaminfeuer saßen, erzählte sie ihnen vom Vater, wie er so gut gewesen war. Wenn aber dann die Rede auf den Aeltesten kam, dann wurde alles still, und eines nach dem andern schlich sich mit einem „Gute Nacht“ hinaus. Und weil die Traurigkeit sie nicht schlafen ließ, hörten die Kinder durch das Rauschen des Windes die Mutter im Zimmer beten für ihren verlorenen Aeltesten. Wie oft schickte die Mutter ihre Kinder zur Post im nächsten Dorf, ob ein Brief gekommen sei! Aber jedesmal kamen sie ohne einen Brief vom Bruder zurück.

Nach langen Jahren schritt an einem Sommernachmittag ein großer Mann mit schwarzem Bart und wettergebräunten Wangen zur Gartentür herein. Er trat durch die offene Haustür in den Flur. Dann schaute er in das Zimmer hinein, wo Mutter Moody saß, als suche er etwas. „Treten Sie ein!“ redete ihm Mutter Moody freundlich zu. Der Mann tat keinen Schritt und sagte kein Wort. „Kommen Sie doch herein!“ wiederholte Mutter Moody. „Ich kann nicht hereinkommen, bis meine Mutter mir vergeben hat“, kam es von seinen Lippen, während die Tränen ihm über die Wangen rollten. „Mein Sohn! Mein Sohn!“ schluchzte Mutter Moody und schloß den verlorenen Sohn in ihre Arme.

„Wäre jedem eine solche Mutter beschert“, sagte Dwight Moody später am Grab seiner Mutter, „wären die Gefängnisse bald überflüssig.“

Wenn Dwight im Winter die Schule besuchen mußte, war er gegen freie Kost bei einem Bauern verdingt. Von seinem ersten Dienstplatz erzählt Moody später: „Mein Bruder brachte mich zu einem alten Mann. Ich sollte die Kühe melken, die Hausarbeiten verrichten, die Ausgänge besorgen und in die Schule gehen. Wenn ich den Alten anschaute, fand ich, daß er grämlich aussehe. Wenn ich die Alte anschaute, fand ich, daß sie noch grämlicher aussehe. Als ich eine Stunde da war, kam es mir vor, als sei ich schon eine Woche dort.“

Von einem anderen Dienstplatz lief Moody einmal weg, weil er neunzehnmal hintereinander zum Mittagessen Brotsuppe bekommen hatte. Die Mutter fragte den Ausreißer, ob er genug bekomme, um sich satt zu essen. Er mußte diese Frage bejahen. Ohne Barmherzigkeit wurde er wieder zurückgeschickt. Bald konnte Dwight auf eigenen Füßen stehen. Im Sommer machte er sich bei den Nachbarn nützlich. Als er größer wurde, half er seinen älteren Brüdern beim Pferdehandel.

Bis zu seinem siebzehnten Lebensjahr besuchte Dwight die heimatliche Schule, allerdings mit viel Unterbrechungen. Gelernt hat er nicht viel. Die Schuld lag ebenso an dem Lehrer, der schlechte Disziplin in der Schule hielt, wie am Schüler, der den Kopf voller Flausen hatte. Reich wollte er werden.

Mit siebzehn Jahren verließ Dwight das Elternhaus, um sein Glück in Boston zu suchen. Was ihm an Bildung und Wissen fehlte, hoffte er durch seine robuste Art und sein lebhaftes Wesen ersetzen zu können. Doch das Glück lächelte ihm nicht. Nirgends wollte sich eine Stelle für Moody auftun. Seine ländlichen Manieren und seine ungeschliffene Sprache stießen ab. Auch kam er nicht gerade nobel daher. Dazu plagte ihn damals ein Geschwür im Nacken, so daß er seine Bewerbungen mit gesenktem Haupt

vorbringen mußte, was auch nicht gerade das Wohlwollen der Leute gegen ihn vermehrte.

„Ich hatte all mein Geld verbraucht, und so ging ich jeden Tag dreimal auf die Post. Ich wußte ganz genau, daß bloß eine Post täglich von daheim kam. Aber ich hoffte immer auf einen Brief. Endlich kam einer von meiner kleinen Schwester. Sie hatte gehört, daß es viele Taschendiebe in Boston gebe. Ich sollte recht achtgeben, daß niemand meine Taschen beraube. Ich dachte mir, zuerst müßte ich doch etwas in meiner Tasche haben.“

Endlich klopfte Moody bei seinem Onkel Samuel an, der ein Schuhgeschäft hatte. Zu ihm ging er zuletzt, weil ihn der Onkel am besten kannte mit seinen schwachen Seiten. Bei einem Besuch in Northfield hatte Onkel Samuel ganz offen zu Mutter Moody gesagt: solch einen Wildfang wie Dwight könne er in seinem Geschäft nicht brauchen. Nun mußte der Wildfang Dwight doch an die Tür von Onkel Samuel in Boston klopfen. Er tat es recht kleinlaut. Schließlich stellte ihn der Onkel ein unter folgenden Bedingungen:

1. Er müsse Kost und Logis dort nehmen, wohin ihn der Onkel weise.
2. Er dürfe abends nicht ohne Erlaubnis des Onkels ausgehen.
3. Wenn ihm der Onkel Ausgang gebe, dürfe er nur dahin gehen, wohin es der Onkel gestatte.
4. Er müsse regelmäßig die Sonntagsschule besuchen. (Die Sonntagsschule ersetzt in Amerika den öffentlichen Religionsunterricht.)
5. Er habe in allen Stücken dem Onkel strikten Gehorsam zu leisten.

Der Onkel hatte seine guten Gründe, warum er seinem Neffen solche Bedingungen stellte. Er wußte, wie viele junge Leute in Boston innerlich zugrunde gingen, weil sich ihre Prinzipale nicht um das Privat-

leben nach der Geschäftszeit kümmern.

Dem Neffen blieb nichts anderes übrig, als dieses Fünf-Punkte-Programm anzunehmen, so hart es ihm auch schien. Auch mit dem geringen ausgemachten Lohn war er einverstanden, zumal ihm versprochen war, daß er seinen Leistungen entsprechend aufgebessert werden sollte.

Moody lebte sich rasch in seinen neuen Beruf ein. Gewöhnlich pflanzte er sich im Laden nächst der Tür auf und fing die hereinkommenden Kunden ab, zum nicht geringen Aerger der anderen Angestellten. Durch seine natürliche und muntere Art wurde er bald ein tüchtiger Verkäufer. Beleidigte ihn allerdings einer der anderen Angestellten in seinem Ehrgefühl, so konnte der gegen die Kunden sonst so freundliche junge Mann gewaltig aufbrausen. Nach dreimonatiger Lehrzeit verkaufte Moody mehr Schuhe als irgendeiner der anderen Angestellten. Sein einziges Streben war damals darauf gerichtet, möglichst bald 100 000 Dollars zu verdienen: „Reich will ich werden!“

Nur nichts Halbes!

Die Mount-Vermon-Gemeinde in Boston, an die der junge Moody vom Onkel gewiesen wurde, war eine der bedeutendsten Kongregationalistengemeinden Nordamerikas. Kongregationalisten heißen in Amerika die evangelischen Kirchengemeinschaften, in denen jede Gemeinde das unbeschränkte Recht der Selbstverwaltung hat, ohne einem Konsistorium oder einer Synode zu unterstehen. Während z. B. bei den Presbyterianern die Synode über die Rechte und Pflichten der einzelnen Gemeinden bestimmt, geschieht dies bei den Kongregationalisten durch die stimmberechtigten Glieder der Ortsgemeinde.

Der Bostoner Kongregationalistengemeinde stand ein bedeutender Prediger vor: Dr. Kirk. Er war der richtige Mann für Moody. Einen Durchschnittsprediger hätte er kritisch betrachtet. In Dr. Kirk aber fand er einen Mann, zu dessen Füßen er sich als bescheidener Zuhörer setzte. Auch in der Sonntagsschule kam er an die richtige Adresse. Die älteren Schüler, zu denen Moody kam, bildeten eine Bibelklasse für sich. Die Klasse Moodys leitete Herr Kimball. Zunächst langweilte sich Moody. In einer Lektion, die von Moses handelte, wachte er auf. Zum erstenmal stellte er eine Frage. Kimball freute sich herzlich über dieses erste Lebenszeichen, das Moody gab. Aber wenn nun auch Kimball das Vertrauen seines Schülers hatte, so hatte Moody noch viele Vorurteile gegen seine Kameraden in der Sonntagsschule. Sie trugen alle schöne Kleider und hatten Geld — ihm fehlte beides, weil ihn sein Onkel so kurz hielt.

Doch auch das sollte anders werden. Eines Tages war Moody mit dem Aufräumen und Verpacken liegengebliebener Schuhe in einer Ladenecke beschäftigt. Da trat Herr Kimball auf ihn zu, legte ihm die Hand auf die Schulter und fragte ihn mitten bei der Arbeit, ob er nicht mit Jesus Ernst machen wolle. Oft hat Moody später von dieser entscheidenden Stunde erzählt: „Ich spüre die Berührung jenes Mannes noch jetzt auf meiner Schulter.“ Moody wich Kimballs Frage nicht aus. Er hatte ein lautes Ja für Jesus.

Seinen Herzenszustand vor dieser Stunde schildert Moody später einmal folgendermaßen: „Wie finster sah damals alles aus, wenn ich an die Zukunft dachte! Ich kann mich ganz gut entsinnen, wie ich den Tod für ein schreckliches Ungeheuer hielt. Wie er seine dunklen Schatten oft über meinen Weg warf. Wie ich zitterte bei dem Gedanken an die Stunde, wo er mich ergreifen würde. Wie ich

wünschte, an einer langsamen Krankheit, etwa der Auszehrung, sterben zu müssen, weil ich da voraussehen könnte, wann der Tod komme.

Es war Brauch in unserem Dorf, mit der Kirchenglocke das Alter jedes Gestorbenen anzugeben. So oft der Tod einkehrte, zählte ich genau die Glockenschläge. Oft schlug die Glocke siebzigmal, manchmal blieb sie unter zehn, manchmal gab sie den Tod meiner Altersgenossen an. Dann wurde mir Angst. Ich glaubte, die Todeshand zu spüren, die nach meinem Lebensfaden griff.“

Viele Jahre später durfte Moody dem Sohn Kimballs dieselben Wegweiserdienste zu Jesus tun, die einst Vater Kimball ihm selbst getan hatte. Als in Boston der Sohn Kimballs nach einer Evangelisationsstunde zu Moody kam, fragte ihn dieser, ob er auch in die Fußtapfen seines Vaters getreten sei. „Nein!“ — „Wie alt sind Sie?“ — „Siebzehn Jahre!“ — „Genau so alt war ich auch, als Ihr Vater mich zu Jesus führte. Merkwürdigerweise sind es gerade heute siebzehn Jahre.“ Diese kurzen, entschiedenen Worte Moodys machten solchen Eindruck auf den jungen Kimball, daß er tatsächlich Jesus sein Leben übergab.

Im September 1855 verließ Moody Boston und reiste weiter nach dem Westen, nach Chikago. Der Zug der Vereinigten Staaten ging ja damals stark nach dem Westen, nachdem um 1820 der Gebirgswall der Appalachen, der die Vereinigten Staaten so lange abgeschlossen hatte, überschritten war. In Chikago fand Moody bald eine Stelle in dem großen Schuhgeschäft Wiswall. Der erste Eindruck, den der neue Chef von Moody hatte, war kein sonderlich guter. Seine ungeschliffene und ungestüme Art stießen ihn ab. Aber bald entdeckte er hinter der rauhen Schale den guten Kern. Er schenkte Moody sein volles Vertrauen. Gerade Moodys rasches, leb-

haftes Wesen machten ihn schnell beim Publikum beliebt. Wenn Kunden in den Laden kamen, mit denen kein anderer Angestellter etwas anzufangen wußte, so wies man sie Moody zu. Der wurde schon fertig mit ihnen. Ja, es war ihm geradezu eine Freude, sich mit den schwierigen Kunden abzugeben.

Moody gehörte zu denen unter Wiswalls Angestellten, die gleich im Geschäft übernachteten — eine Ersparnis für ihre eigene Tasche und ein Vorteil fürs Geschäft. Nach Feierabend verwandelten die jungen Leute den Laden in einen Sprechsaal. Auch aus den Nachbargeschäften fanden sich Kollegen zu diesen Diskussionsabenden ein. Eins der brennendsten Probleme war damals die Sklavenfrage. 1792 war die sog. Egreniermaschine erfunden worden, die die Baumwolle maschinell säuberte, und zwar auch die kurzfasrigen Baumwollsorten, die vor allem im Binnenland gediehen. Sprunghaft ging nun die Baumwollproduktion der Südstaaten in die Höhe. Bald war die Baumwolle Sieger über die bisherige Einnahmequelle: den Tabak. Aber die Plantagenwirtschaft in dem heißen Klima der Südstaaten konnte nur mit billigen schwarzen Arbeitskräften betrieben werden — das waren die Negerklaven. So kamen die Südstaaten damals in eine seltsame Zwickmühle. Der Weltmarkt hungerte nach Baumwolle. Aber Baumwolle bedeutete gleichzeitig Negerklavenarbeit, und mehr Baumwolle bedeutete mehr Negerklavenarbeit.

Die öffentliche Meinung war geteilt: die einen betrachteten die Negerklavenarbeit als ein notwendiges Uebel der Plantagenwirtschaft in den Südstaaten — die zweiten hofften, die Sklaverei werde in den Baumwollgebieten durch die zunehmende Technisierung der Arbeit von selbst aufhören — die dritten traten mit großer Leidenschaft für die sofortige Abschaffung der Sklaverei ein, weil sie

der Menschenwürde Hohn spreche. Moody gehörte zu den letzteren. Ihm sekundierte bei den Diskussionsabenden der schwarze Portier von Wiswalls Firma. Er war selbst früher Sklave gewesen. Da es natürlich auch gegenteilige Meinungen gab, so ging es in Wiswalls Schuhgeschäft nach Feierabend oft sehr lebhaft zu.

In den Jahren 1830—50 flohen allein über die Grenzen des Staates Ohio 30 000 Sklaven aus den Südstaaten. 1840 gab es 2 000 Gesellschaften zur Sklavenbefreiung mit 200 000 Mitgliedern. Das waren Sturmzeichen! Die Regierung suchte sich durch Kompromisse zu helfen, um die Südstaaten nicht zu reizen. Hatten doch bis jetzt die Südstaaten die Union geführt. Von den fünf ersten Präsidenten waren vier aus dem Südstaat Virginia. Bei manchen der neu aufgenommenen Bundesstaaten wurde die Sklaverei verboten, z. B. bei Kalifornien, bei mehreren wurde sie erlaubt, z. B. bei Kansas, das dem Südstaat Missouri gegenüberlag, oder bei Nebraska, das dem Südstaat Jowa gegenüberlag.

Viel böses Blut bei der Bevölkerung machte das Sklavenfluchtgesetz, nach dem entflozene Sklaven wieder zurückgeschafft werden sollten. Die Bevölkerung der Nordstaaten half geradezu den entflozenen Sklaven. Auf der „Untergrund-Eisenbahn“, einem komplizierten Netz geheimer Fluchtwege nach dem Norden, war Hochbetrieb. In diese gespannte Lage hinein platzte wie eine Bombe das Buch der Predigerstochter Harriet Beecher-Stowe unter dem Titel „Onkel Toms Hütte“. Es schilderte in schlichter, aber herzergreifender Weise das Sklavenleben in den Südstaaten. Noch ehe die letzte Fortsetzung in der Zeitung erschienen war, war „Onkel Toms Hütte“ zur Sensation geworden. Als Buch kam „Onkel Toms Hütte“ in jedes Haus. An manchem Tag wurden 10 000 Stück gekauft, in einem Jahr wurden 300 000

Exemplare verkauft. Das ungefähr war die politische Situation, unter der Moody in Wiswalls Schuhgeschäft in Chikago eintrat.

Aber nicht nur die Sklavenfrage wurde bei den Feierabendstunden in Wiswalls Schuhgeschäft durchgefochten. Auch über die „Erwählung“ gab es schwere Auseinandersetzungen. Hat der Mensch einen freien Willen oder nicht? Besonders mit dem Sohn seines Chefs, dem jungen Wiswall, geriet Moody über diesen Punkt immer wieder hart zusammen. Moody blieb unerbittlich: „Der Mensch hat keinen freien Willen!“

Heiße Debatten erregte auch das Thema „Vergnügen“. Wie sollen wir uns die Zeit vertreiben? Moody kam dabei einmal so ins Feuer, daß er zwei an der Debatte unbeteiligten Schachspielern das Schachbrett wegnahm und es in Stücke schlug.

Moody's Freizeit am Sonntag galt der Sonntagsschule. Weil er selbst durch eine Sonntagsschule Jesus gefunden hatte, so wollte er auch anderen in der Sonntagsschule Helfer zu Jesus werden. Als er einmal einen Leiter einer Sonntagsschule fragte, ob er ihn als Helfer brauchen könne, da meinte dieser, Helfer habe er genug. Aber Schüler brauche er. Wenn Moody selbst eine Schar von Schülern zusammenbringe, so sei er herzlich willkommen.

Am nächsten Sonntag bereits erschien Moody mit achtzehn barfüßigen und zerlumpten Jungen, die er von der Straße aufgelesen hatte. Am folgenden Sonntag zog er wieder aus und wiederholte das im Lauf der nächsten Wochen so lange, bis die Sonntagsschule überfüllt war. Wie brachte er dieses Kunststück fertig? Er mietete sich einen Pony und durchzog mit diesem die Straßen, um sich die Kinder zusammenzuholen. Von den Kleinen setzte er eines vor sich und eines hinter sich auf den Sattel, die anderen hielten sich am Schwanz und an der Mähne des Tie-

res fest, während der Rest im Gänsemarsch hinterdrein ging. So trabte er mit seinem Pony am Sonntagmorgen straßauf, straßab durch Chikago. Wenn manchesmal der Sonntagsschulleiter mißtrauisch die bunte Schar betrachtete, die sein Helfer Moody wieder auf die Beine gebracht hatte, sagte dieser nur: „Aber jeder hat eine unsterbliche Seele!“

Auf dem Sand

Noch 1830 war Chikago nur ein Handelsposten gewesen, geschützt durch ein Fort. Seine Einwohnerzahl erreichte nicht einmal ein ganzes Hundert. 1850 zählte es bereits 30 000 Einwohner. Seine günstige Verkehrslage ließ es dann im Laufe des Jahrhunderts zur „Königin der Seen“ heranwachsen. An der großartigen Lorenzseen-Wasserstraße lag es als südwestlicher Endpunkt. Durch den Illinois-Kanal war es mit dem Mississippi verbunden. Dazu kam ein reiches Hinterland, so daß Chikago bereits 1875 der größte Getreidemarkt und Holzmarkt der Welt war. Heute hat die Stadt am Michigansee eine bebaute Wasserfront von 40 km Länge. Die Straßen der schachbrettartig angelegten Stadt verlaufen parallel und rechtwinklig zum Seeufer.

Als der junge Moody in Wiswalls Schuhgeschäft arbeitete, war freilich von der 40 km langen bebauten Wasserfront noch wenig zu sehen. Am Ufer des Michigansees, „auf dem Sand“, siedelte die Stadt den moralischen und sozialen Abschaum der Bevölkerung an. Nur Leute, die sich anderswo nicht mehr sehen lassen konnten, ließen sich hier nieder. Vergehen, die in anderen Stadtteilen unter strenger Strafe standen, wurden hier stillschweigend geduldet. Nach Einbruch der Dunkelheit war es für Nicht-heimische lebensgefährlich, das Viertel „auf dem Sand“ zu passieren.

Und gerade dorthin ging Moody, um sich Schüler für seine Sonntagsschule zu suchen. Moody war nämlich inzwischen aus dem Helfer einer Sonntagsschule zum Leiter seiner Sonntagsschule geworden. Er hatte sich eine leere Wirtschaft gemietet und dort mit 2 Helfern eine Sonntagsschule aufgemacht. Moodys Sonntagsschule besaß eine solch günstige Lage, daß man seine Stimme in 100 Kneipen hören konnte, wenn er auf die steinernen Stufen der alten Nordmarkthalle neben seiner Sonntagsschule trat.

Es war nicht leicht, „auf dem Sand“ das Vertrauen der Kinder zu erringen. Jeden einigermaßen ordentlich gekleideten Menschen sahen sie mit Mißtrauen an. Von einer Sonntagsschule hatten sie keine Vorstellung. Christliche Traktate konnten sie nicht lesen. Aber die Liebe machte Moody erfinderisch. Er steckte sich die Taschen voll Zucker. Mit diesem „Missionszucker“ begann er seinen Feldzug „auf dem Sand“. Bald war er der populärste Mann im ganzen Viertel. Jedes Kind kannte ihn, und durch die Kinder lernten ihn die Eltern kennen.

Unter den Kindern „auf dem Sand“ brauchte sich Moody seiner geringen Schulbildung nicht zu schämen. Hier wurde er verstanden, wenn er im Volkston redete. Und was ihm fehlte, um eine Sonntagsschule zu leiten, das fand er in seinen beiden Helfern: Baumeister Stillson, der schon jahrelang unter den Matrosen Chikagos Traktate verteilte, und Trudeau, der ein Meister im Singen war. So kam es, daß bald in Moodys Versammlungen mehr gesungen wurde als in irgendeiner anderen Versammlung — obwohl Moody selbst keinen Ton singen konnte.

Weil die Wirtschaft für Moodys ständig wachsende Sonntagsschule bald zu klein wurde, überließ ihm der Bürgermeister Chikagos die benachbarte Nord-

markthalle. Moody und seine Helfershelfer waren ja die beste Straßenpolizei „auf dem Sand“, die zudem dem Bürgermeister keinen Cent kostete. In der Nordmarkthalle wurden regelmäßig am Samstagabend Bälle abgehalten. So mußte Moody am Sonntag in aller Frühe erst die Sägespäne hinausfegen, mit denen der Boden für die Tanzenden bestreut war.

Bänke zum Sitzen für die Kinder fehlten gänzlich. Ein Herr Farwell brachte die Mittel für die Stühle auf, teils aus eigener Tasche, teils durch Kollekten. Der Dank der Sonntagsschule für diese hochherzige Spende war, daß er unter dem Hurra der Schüler zum Vorsteher der Sonntagsschule ernannt wurde. Bald war die Sonntagsschule in der Nordmarkthalle stadtbekannt. Die Schüler waren in 80 Klassen eingeteilt mit ebensoviel Helfern. Da Moody wußte, wie sehr es auf die Persönlichkeit des Helfers ankam, fand er ein probates Mittel, um ungeeignete Helfer möglichst bald auszuschneiden. Jeder Schüler hatte das Recht, beim Vorsteher um Versetzung aus einer Klasse in eine andere zu bitten. So kam es, daß langweilige, untaugliche Helfer von selbst überflüssig wurden, weil sie keine Schüler mehr hatten.

Wir fragen uns nach dem Geheimnis dieses seltsamen Wachstums der Sonntagsschule in der Nordmarkthalle:

1. Das Wachstum kam nicht von selbst. Moody und Stillson widmeten ihre ganze freie Zeit dem Aufspüren neuer Schüler und scheuten sich auch nicht, die Kellerwohnungen abzusuchen.
2. Je schlimmer ein Schüler war, desto mehr war das ein Grund für Moody, ihn nicht fortzuschicken.

Eines Tages hatte Moody einen Bekannten zur Mitarbeit an seinen „Lämmern“, wie er seine Sonntagsschüler nannte, gewonnen. Aber nur für eine Stunde. „Lämmer?“ rief dieser entsetzt beim Eintritt in Moodys Schule aus, „Sie wollten sagen: Wölfe!“

Moody wurde auch mit den schlimmsten Burschen fertig. Einen ganz verwilderten Bengel brachte er auf folgende Weise zurecht: Als er sich einmal recht ungebührlich aufführte, nahm ihn Moody mit in das Vorzimmer. Währenddessen sang die ganze Schule verabredungsgemäß unter Trudeaus Leitung aus voller Brust ein langes Lied. Bis das Lied ausgesungen war, war auch die sehr handgreifliche derbe Lektion zu Ende, die Moody inzwischen unter Musikbegleitung der ganzen Schule seinem widerspenstigen Schüler erteilt hatte. Der Bursche wagte es fortan nicht mehr, den Unterricht zu stören. Nicht lange darnach fand er zu Moodys großer Freude auch den Weg zu Jesus.

Aus den verwilderten Burschen in Moodys Sonntagsschule ging eine ganze Reihe brauchbarer Männer und tüchtiger Beamter hervor. Einmal versprach Moody dreizehn Burschen zu Weihnachten einen neuen Anzug, wenn sie bis dahin regelmäßig die Sonntagsschule besucht hätten. Natürlich versprachen sie es alle. Daraufhin ließ Moody alle dreizehn miteinander photographieren. Als das Weihnachtsfest vorüber war, wurden die Treugebliebenen zum zweitenmal photographiert. Und siehe da, es fehlte nur ein einziger. Diese beiden Bilder waren bald im ganzen Land im Umlauf. Das eine unter dem Titel: „Bezahlt es sich?“ Das andere mit der Antwort: „Es bezahlt sich!“

„Wenn wir die Welt nur fühlen lassen, daß wir sie liebhaben, so wird es bald weniger leere Kirchen geben. Laßt uns in unserem Kirchenleben durch die Liebe die Stelle der Pflicht ersetzen, so wird die Welt bald evangelisiert sein. Sollen die Menschen richtig angeredet werden, so müssen sie mehr geliebt werden.“ Diese Grundsätze, die Moody später bei seiner Evangelisationsarbeit formulierte, waren unformu-

liert bereits die Grundlage seiner Sonntagsschularbeit.

Sogar allerhöchsten Besuch bekam Moody eines Tages in der Sonntagsschule, nämlich durch den neugewählten Präsidenten der Vereinigten Staaten: Abraham Lincoln. Da stand er vor Moodys Sonntagsschülern, der berühmte Mann. Im Grenzgebiet von Indiana in Kentucky auf einem Bett von Maisstroh und Bärenfellen geboren — in einer Hütte, die ein Fenster und eine Tür hatte. Er wurde ein guter Holzfäller, mit 8 Jahren schon konnte er die Axt schwingen. Nebenbei war er ein erstklassiger Ringer. Und nebenbei las er Bücher, Bücher und wieder Bücher. „Mein bester Freund“, sagte er, „ist der Mensch, der mir ein Buch gibt, das ich noch nicht gelesen habe.“ Keiner konnte so wundervoll Geschichten erzählen wie Lincoln.

Schließlich arbeitete er sich zu einem Rechtsanwalt in Springfield empor. In seinem schäbigen, schwarzen Anzug und mit seinem abgetragenen Zylinder, in dem er seine Papiere zu verwahren pflegte, fuhr er in einem Einspanner über die lehmigen Straßen des Staates Illinois. Der „ehrliche Abraham“ hieß er bei den Leuten, weil er keinen Prozeß annahm, von dessen gerechter Sache er nicht überzeugt war. 1858 wurde der bescheidene Lincoln als Gegenkandidat gegen den routinierten Douglas, den bekanntesten Redner im Kampf gegen die Sklavenbefreiung, gewählt. Douglas wurde damals Senator in Washington, Lincoln fiel durch. Aber seine warmen Worte für die Sklavenbefreiung waren in den Herzen der Wähler unvergessen.

In Amerika entbrennt in jedem Schaltjahr, also alle vier Jahre, der Kampf um die Präsidentschaft. Als 1860 das nächste Schaltjahr kam, wurde Lincoln als Kandidat für die Präsidentschaft aufgestellt. Die Stimmen der Südstaaten waren zwischen drei Kandi-

daten gespalten, und so gewann Lincoln, hinter dem die Stimmen der Nordstaaten standen, die Mehrheit.

Man kann sich damals die Begeisterung in Moodys Sonntagsschule vorstellen, als die Knaben entdeckten, wer ihr Gast war. Lincoln hatte es sich vor seinem Besuch ja verboten, daß er zu einer Ansprache aufgefordert würde. Trotzdem richtete er einige herzliche Worte an die Schüler. Er ermahnte sie, aufmerksam zu sein und das Gelernte zu beherzigen. Vielleicht würde dadurch einer von ihnen einmal noch Präsident der Vereinigten Staaten werden.

Moodys Streifzüge „auf dem Sand“ brachten ihm manche unvergeßliche Begegnung. Ein Trunkenbold hatte seinem Knaben regelmäßig eine Tracht Prügel verabreicht, wenn er aus der Sonntagsschule heimkam. Aber das Kind ließ sich dadurch nicht von der Sonntagsschule abhalten. Nun drohte der ältere Bruder des Knaben damit, er werde Moody selbst durchprügeln. Bevor er jedoch diesen Vorsatz ausführen konnte, wurde er schwer krank. Einige der Sonntagsschulhelfer wachten und beteten abwechselnd an seinem Lager. Auch Moody brachte eine ganze Nacht an seinem Bette zu. Der Kranke genas wieder. Die versprochene Tracht Prügel aber blieb er Moody zeit seines Lebens schuldig.

Zwei Knaben und ein Mädchen aus einer Wirtsfamilie durften von ihren Eltern aus nicht in Moodys Sonntagsschule kommen. „Lieber sollen meine Söhne Trinker und mein Mädchen eine Hure werden als in Ihre Schule gehen“, sagte der Vater zu Moody beim ersten Besuch. Beim dritten Besuch taute er etwas auf. „Ich will einige Freunde einladen, dann können Sie uns eine Predigt halten.“ Moody sagte für 11 Uhr zu. „Aber ich werde auch etwas sagen und meine Freunde!“ — „Ist es Ihnen recht, wenn Sie 45 Minuten zum Reden haben und ich fünfzehn zum Predigen?“ — „Gut!“ — Als Moody kam, fand er zwei

Räume voll von Spöttern und Gottesleugnern. Mit Moody kam ein Junge seiner Sonntagsschule. Drei-viertel Stunden redeten die Spötter. Das Resultat war, daß auch nicht zwei einiggingen. Nun kam die Reihe an Moody. Er betete. Nach ihm betete der Junge, den er mitgebracht hatte, daß Gott den Männern gnädig sein möge, die vorhin so heftig gegen seinen lieben Sohn gesprochen hätten. Als Moody sprach, blieb kein Auge trocken. Einer nach dem andern schlich sich hinaus. Schließlich klopfte ihm der Wirt auf die Schulter: „Meine Kinder dürfen zu Ihnen in die Sonntagsschule kommen.“

In einem Haus fand Moody am Samstagabend einen Krug voll Schnaps, der am Sonntag zu einem Gelage erhalten sollte. Mit Erlaubnis der Frauen im Hause schüttete Moody den Schnaps zum Fenster hinaus. Als er am Sonntagnachmittag kam, um die Kinder zur Sonntagsschule abzuholen, paßten ihm die gereizten Männer auf. Einer verstellte ihm die Tür, die andern wollten über ihn herfallen. „Wenn ihr mich verprügeln wollt“, sagte Moody, „so laßt mich wenigstens noch vorher beten!“ Es wurde ihm erlaubt aus Spott. Moody kniete nieder und fing an zu beten. Da verging ihnen der Spott. Als er aufhörte zu beten, da gaben sie ihm die Hand, Mann für Mann, und ließen ihn ohne Prügel ziehen.

Ob Gott mich brauchen kann?

Viele Monate wußte Moody seine unermüdlichen missionarischen Streifzüge „auf dem Sand“ mit seinem ebenso rastlosen Geschäftseifer in Wiswalls Schuhgeschäft zu vereinen. Ja, es schien sich beides sogar recht gut zu ergänzen; denn sein schönes Jahres Einkommen von 5000 Dollars lieferte ihm die Mittel zur Finanzierung seiner Sonntagsschularbeit.

Aber schließlich wurde Moody doch dahin geführt, den kaufmännischen Beruf aufzugeben, um sich ganz der Rettungsarbeit an den Verlorenen zu widmen.

Er teilte seinen Plan seinem Freund Jakobs mit.

„Ich habe mich entschlossen, meine ganze Zeit Gott zu weihen.“

„Aber wovon willst du in Zukunft leben?“

„Gott wird schon für mich sorgen, wenn er mich brauchen kann. Kann er mich aber nicht mehr brauchen, so kehre ich wieder zu meinem Geschäft zurück.“

Bald darauf tat Moody den Glaubensschritt und gab seine Stelle bei Wiswall auf. Ein besonderes Erlebnis hatte diese Entscheidung beschleunigt.

In einer besonders schwierigen Mädchenklasse seiner Sonntagsschule, die ein kränklicher, aber gesegneter Helfer leitete, hatte das schlimmste Mädchen sein Leben dem Heiland übergeben und als Folge davon die ganze Klasse. Gerade am vorletzten Tag, bevor der schwerkranke Lehrer in sein Elternhaus nach Neuyork zurückkehrte, machte das letzte Mädchen Ernst mit Jesus. Am Abend kam die ganze Gruppe noch einmal zu einer Abschiedsfeier zusammen. Wir lassen Moody selber erzählen:

„Der todkranke Lehrer saß mitten unter seinen Schülerinnen, unterhielt sich zuerst freundlich mit ihnen und las dann das 14. Kapitel des Johannes-evangeliums vor. Nach einem Lied knieten wir zum Beten nieder. Ich wollte gerade aufstehen, als eines der jungen Mädchen anfang, für den Lehrer zu beten. Eine andere folgte, dann noch eine, und nachdem wir aufgestanden waren, hatten alle gebetet. Beim Hinausgehen bat ich Gott, mich lieber sterben als den Segen verlieren zu lassen, den ich an diesem Abend empfangen hatte.

Am folgenden Tag ging ich zum Bahnhof, um dem Lehrer Lebewohl zu sagen. Wenige Augenblicke vor

Abgang des Zuges kam eines der jungen Mädchen, und bald darauf, ohne sich verabredet zu haben, waren sie alle da. Wir versuchten zu singen, aber die Rührung erstickte unsere Stimme. Dann setzte sich der Zug in Bewegung, und der Lehrer entschwand, mit dem Finger nach oben zeigend, unseren Augen.

Fortan fühlte ich mich nicht mehr fähig fürs Geschäftsleben. Es war mir zuwider. Ich hatte die Freude einer anderen Welt geschmeckt und empfand kein Bedürfnis mehr, Geld anzuhäufen. Während der nun folgenden Tage hatte ich den heftigsten Kampf meines Lebens auszufechten. Sollte ich das Geschäft aufgeben, um mich ganz dem Dienst des Herrn zu widmen? Das war die Frage. Die Wahl, die ich traf, habe ich nie bereut.“

Nun konnte Moody seine ganze Zeit, auch des Werktags, der Missionsarbeit widmen und zugleich dem „Christlichen Verein Junger Männer“ dienen, der in jener Zeit entstanden war. Es hat ihm nie an Arbeit für den Heiland gefehlt, aber auch nie an Mitteln dazu. Der Uebergang freilich brachte manche Engen mit sich.

Moody hatte sich einige tausend Dollars im Geschäft erspart. Davon behielt er tausend Dollars, um vorläufig seinen Unterhalt zu bestreiten. Den Rest legte er an. Nicht um sich die Arbeit zu erleichtern, sondern um seine Leistungsfähigkeit zu erhöhen, kaufte er sich einen Pony. Der „Christliche Verein Junger Männer“ hatte ihn nämlich zum Vorsitzenden seines Besuchskomitees gemacht. So war er genötigt, die Stadt nach allen Richtungen zu durchkreuzen, um kranke Mitglieder und neue Gäste zu besuchen. Daneben fuhr er fort, weiter „Lämmer“ für die Nordmarkthalle zu sammeln. Moodys gekaufter Pony war sozusagen der Nachfolger des gemieteten, der ihm zu Anfang seiner Sonntagsschularbeit so treff-

liche Schlepperdienste geleistet hatte. Niemand war fortan vor Moodys Erscheinen sicher.

Doch die Zeit hatte nicht nur die ersten tausend, sondern auch die übrigen Dollars seiner Ersparnisse aufgezehrt. Moody lebte zwar sehr einfach, aber seine Missionsarbeit kostete ihn laufend zusätzliches Geld. In Ermangelung eines möblierten Zimmers schlief er auf den Bänken des Versammlungslokals im „Christlichen Verein Junger Männer“. Schiffszwieback war seine Kost. Obwohl er ziemliche Beträge für die Bedürfnisse des Vereins kollektierte, sagte er niemand von seiner Not. Endlich fragten ihn einige Freunde nach seinen finanziellen Verhältnissen. Als sie hörten, wie er lebe und wohne, besorgten sie ihm ein anständiges Unterkommen.

Inzwischen war 1861 der längst befürchtete Bürgerkrieg zwischen den Nord- und Südstaaten ausgebrochen. Die Südstaaten hatten geschworen, die Wahl des Sklavenfreundes Lincoln zum Präsidenten unter keinen Umständen anzuerkennen, und erklärten ihren Austritt aus den Vereinigten Staaten. Dieser Austritt gefährdete den Bestand der Vereinigten Staaten, außerdem war er verfassungswidrig. Am 12. April 1861 eröffneten die Geschütze der Südstaaten das Feuer auf das Bundesfort Sumter im Hafen von Charleston in Süd-Karolina. Der Krieg dauerte vier Jahre. Im ersten Jahr, bis die beiderseitigen Freiwilligenarmeen aufgestellt waren, verlief der Krieg verhältnismäßig ruhig. „Alles ruhig am Potomac“, hieß der gleichlautende Heeresbericht der Nordtruppen. Die Hoffnungen auf einen raschen Sieg der Nordstaaten wurden zuschanden. Mit viel Tapferkeit und Bitterkeit wurde auf beiden Seiten gekämpft.

Ein Zehntel der Bevölkerung der Vereinigten Staaten, 3 Millionen Mann, standen schließlich unter den Waffen. 600 000 Mann fielen oder starben an

ihren Wunden. Es wäre viel zu berichten von den schneidigen Ueberfällen der Kavallerie der Südstaaten und den ebenso schneidigen Manövern der Flotte der Nordstaaten. Ebensoviele wäre zu erzählen von den treffsicheren Scharfschützen der Südstaaten und dem eisernen Widerstand der Regimenter der Nordstaaten.

Da die Vereinigten Staaten kein stehendes Heer hatten, mußten die Mannschaften in provisorisch eingerichteten Lagern einexerziert werden. Das Hauptlager der Nordstaaten stand in der Nähe Chikagos. In kurzer Zeit standen durch den Einfluß Moodys 150 Geistliche und Laien bereit, um den Truppen in den Lagern zu dienen. Jeden Abend wurden 8—10 Versammlungen in den verschiedenen Lagern gehalten, und am Sonntag war fast den ganzen Tag Gottesdienst, so daß jedem Soldaten der Besuch möglich war.

Aus den Lagern zogen fortwährend die ausgebildeten Truppen nach dem Kriegsschauplatz, der damals in Kentucky lag. Unter den jungen Frontsoldaten waren manche, die in den Lagerversammlungen reich gesegnet worden waren. Sie baten Moody, er möge doch seine Soldatenseelsorge auch auf den Kriegsschauplatz ausdehnen. Als erster reiste Moody an die Front. Er arbeitete bei Fort Donelson, wo viele Nordtruppen lagen. Am 15. Februar 1862 kam es dort zu einer großen Schlacht. Die Südtruppen verloren das Fort und 15 000 Gefangene. Aber die Nordtruppen hatten den Sieg mit viel Blut erkaufte. Durch Moody wurden in Chicago Scharen von Samaritern mobilgemacht, um der schreienden Not auf den Kriegsschauplätzen abzuhelpfen.

Moody reiste insgesamt neunmal an die Front. Ueberall war er da zu finden: bei der Bergung der Verwundeten auf dem Schlachtfeld, bei ihrer Pflege im Lazarett, am Lagerfeuer der Soldaten und in ihren

Zelten. Moody lernte hier sehr viel, was er später in seiner Evangelistenarbeit gut gebrauchen konnte. Im Umgang mit den vor kurzem noch sorglosen und gedankenlosen und nun verwundeten und sterbenden Soldaten sammelte er reiche Erfahrungen über das trotzig und verzagte Menschenherz, aber auch über die alle Hindernisse und Widerstände überwindende göttliche Gnade.

Unter dem Zelt

Noch Jahrzehnte, nachdem der Krieg zwischen den Nord- und Südstaaten längst zu Ende war, hat Moody manches Erlebnis und manchen Eindruck seiner Frontzeit als Bild und Gleichnis gebraucht.

„Während des Krieges“, sagte er einmal, „verlangten die Soldaten keine bessere Wohnung als ein Zelt. Sie wünschten sich keine Wohnhäuser und Paläste auf dem Schlachtfeld. Aber sie sehnten sich nach dem Ende des Krieges, damit sie heimgehen konnten. . . Wir befinden uns ebenfalls im Schlachtgewühl. Die Zelte sind gut genug für diese Welt. Wenn der Kampf vorbei ist, ruft uns der Herr heim.“

Ein andermal schreibt Moody: „Als der Bürgerkrieg ausbrach, gab es nur ein kleines stehendes Heer. Die Regierung forderte Freiwillige auf, sich anwerben zu lassen. Hunderttausende meldeten sich und traten bei der Truppe ein. Die Freiwilligen waren nicht so gut ausgebildet wie die Soldaten. Aber bald waren die irregulären Truppen so gut zu gebrauchen wie die regulären, und sie leisteten der Sache ihres Vaterlandes gute Dienste. . . Wenn die Männer unseres Volkes vom Evangelium erreicht werden sollen, dann brauchen wir reguläre und irreguläre Helfer. Darum wollen wir nicht an allem etwas aussetzen, wenn im Reich Gottes heute nicht

alles so gemacht wird wie in der Vergangenheit. Ich bin der Leute, die nur Beschwerden haben, überdrüssig. Wir wollen vorwärtsgehen in der Arbeit, die Gott uns aufgetragen.“

Gern zitierte Moody die Geschichte, wie Präsident Lincoln einen vom Kriegsgericht zum Tod verurteilten Soldaten begnadigte: „Willst du wissen, wie man zu Jesus geht? Gerade so, wie jenes kleine Mädchen zum Präsidenten Lincoln ging. Ihr Bruder war vom Kriegsgericht zum Tode verurteilt worden. Wenn Präsident Lincoln wüßte, wie meine Eltern meinen Bruder lieben, er würde ihn nicht erschießen lassen, sagte das Mädchen. Es wollte seinen Vater zum Präsidenten nach Washington schicken. Es hilft nichts, das Gesetz muß seinen Lauf nehmen, sagte dieser. Da fuhr das Mädchen selbst nach Washington. Die Wachen wollten es nicht einlassen. Als es seine traurige Geschichte erzählte, bekam es Einlaß. Der Sekretär wollte es nicht in das Zimmer des Präsidenten lassen. Als es seine traurige Geschichte erzählte, bekam es Einlaß. Es waren viele Männer in dem Zimmer: Generäle, Senatoren, Statthalter und Staatsmänner. Der Präsident erblickte gleich das Kind an der Tür und ging hin. Wieder erzählte es seine traurige Geschichte. Präsident Lincoln war auch Vater, und dicke Tränen rollten ihm über die Wangen. Er ließ den zum Tod Verurteilten nach Washington kommen und begnadigte ihn. Dann gab er ihm Urlaub und schickte ihn mit seiner kleinen Schwester nach Hause zu den beglückten Eltern. Wenn Präsident Lincoln sich des Mädchens erbarmte, glaubst du, daß Jesus sich nicht erst recht deiner erbarmen wird?“

Und nun einige Momentaufnahmen von Moodys Arbeit „unter dem Zelt“:

Einer Frau war der Mann gefallen. Ihre Kinder gaben aus ihrer Armut vier Dollars für zwei Bibeln.

Er sollte sie zwei Soldaten schenken und ihnen sagen, daß die Kinder, die sie gestiftet hatten, für die zwei Soldaten beten wollten, wie sie einst für ihren Vater getan hatten. Moody kaufte zwei Bibeln von dem Geld. Nach einer Abendandacht erzählte er seinen Soldaten die Geschichte von den zwei Bibeln. Wenn ein Soldat eine der zwei Bibeln wünsche, der möge sich melden. Auf einen Schlag traten sechzehn Mann vor und knieten nieder. Es war, als hätten sich draußen auf dem Schlachtfeld Himmel und Erde berührt in diesem Augenblick. Die Gebete der Kinder hatten die zwei Bibeln begleitet.

Ein anderes Mal kam zu Moody ein Soldat, groß wie ein Riese, aber zitternd wie ein Kind. Er zog einen schmutzigen Brief heraus. „Moody, wollen Sie das lesen?“ Die Schwester schrieb, sie falle jede Nacht auf die Knie und bitte Gott, er möge ihren Bruder retten. „Ich bin schon in vielen Schlachten gewesen“, sagte der Soldat, „und bin vor Kanonen gestanden, ohne zu zittern; aber in dem Augenblick, wo ich den Brief las, begann ich zu beben.“ Das Gebet der Schwester war erhört, Moody durfte dem zitternden Riesen den Weg zum Heiland zeigen. Als er am nächsten Tag zu einer anderen Division kam, las Moody die Abschrift des Briefes dort vor. Die Frucht dieses Briefes war nicht geringer als die Frucht jener zwei Bibeln vorhin.

Nach einer heißen Schlacht fuhr Moody mit den Verwundeten auf einem Schiff den Tennessee hinunter zum Lazarett. Moody hatte mit seinen Mitarbeitern ausgemacht, keinen Mann auf dem Schiff sterben zu lassen, ohne mit ihm ein Wort vom Heiland gesprochen zu haben. Ein schwerverwundeter Soldat mit feinen Gesichtszügen lag vor ihm. Er hatte soviel Blut verloren, daß er nicht mehr lange zu leben hatte. Bewußtlos lag er da. Mit Mühe nur konnte Moody

seinen Namen erfahren: William Clark. Der Verwundete schlug gerade in diesem Augenblick seine Augen auf. „William, weißt du, wo du bist?“ — „Auf dem Weg zu meiner Mutter!“ — „Du bist auf dem Heimweg zu deinem Heiland! Hast du noch eine Botschaft an deine Mutter?“ — „Sagen Sie meiner Mutter, daß ich mit Jesus sterbe.“ — „Noch etwas, William?“ „Mutter und Schwestern sollen sich mit mir im Himmel zusammenfinden!“ — An diesem Sterbelager war das Beten leicht für Moody.

Mitten in der Nacht ließ einmal ein Soldat Moody rufen: Er solle ihm sterben helfen. Moody sagte ihm alle die Verheißungen Jesu für Sünder, die Gnade begehren. „Ich kann nicht selig werden. Ich habe mein ganzes Leben lang gesündigt.“ Moody las ihm das Nikodemus-Kapitel Johannes 3 vor. Während er las, heftete der Sterbende seinen Blick auf ihn, als wollte er ihm jedes Wort wie Honig von den Lippen saugen. „Wie Moses in der Wüste eine Schlange erhöht hat, also muß des Menschen Sohn erhöht werden, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“ „Steht das da?“ — „Ja!“ — „Lesen Sie es noch einmal!“ — Moody las die Bibelstelle zum drittenmal. Der Verwundete, der sich vorhin wie im Krampf aufgerichtet, sank entspannt zurück. Moody neigte sich über ihn. Er hörte ihn flüstern: „Auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“ Am anderen Morgen fand Moody sein Lager leer. Der Wärter erzählte ihm, daß der Sterbende immer wieder die Verheißung vor sich hin gesagt hatte: „Auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“

Ebenso wie bei den Soldaten draußen war Moody auch bei den Angehörigen daheim eine bekannte Persönlichkeit. Moodys tägliche Gebetsstunde um die Mittagszeit war bald im ganzen Land bekannt. Was

Moody und seine Mitarbeiter hier von ihren Erlebnissen an der Front berichteten, gab eine Fülle von Gebetsanliegen. Viele Angehörige kamen persönlich in die Gebetsstunden, um sich zuvor oder darnach nach ihren Gatten, Söhnen und Brüdern zu erkundigen. Noch mehr schickten ihre Fürbitten schriftlich ein. Wie freute sich jedesmal die Schar der Beter, wenn Gott ein Wunder tat und ein Leben vom Tod errettete! Wie freute sich aber auch die Schar der Beter, wenn Gott ein Wunder tat und ein Herz im Leid tröstete!

In der zweiten Kriegshälfte wurde das Uebergewicht der Nordstaaten immer stärker. Die Blockade der Häfen des Südens und die Eroberung des Mississippitales war ihnen gelungen; nur auf dem östlichen Kriegsschauplatz erlitten sie mit blutigen Verlusten eine Niederlage nach der anderen. Doch auch ein schneidiger Einfall von General Lee in die Nordstaaten konnte den Endsieg der Nordstaaten nicht mehr aufhalten. Am 9. April 1865 wurde General Lee so eingekesselt, daß er kapitulieren mußte. Der Krieg war damit zu Ende. Präsident Lincoln konnte sich des Sieges nicht lange freuen. Eine Woche nach der Kapitulation von General Lee wurde er von einem Anhänger der Südstaaten in seiner Theaterloge erschossen.

Immer tiefer hinein!

Während Moody draußen an der Front arbeitete, ging in Chikago die Sonntagsschul- und Missionsarbeit weiter. Das ständige Publikum, nicht nur die Gäste, in der Nordmarkthalle Chikagos nahm mehr und mehr zu, so daß die alten Räume bald zu eng wurden. 1864 baute Moody in Chikagos verrufenstem Viertel, in der Illinoisstraße, eine Kapelle mit einem

Turm. 1500 Sitzplätze faßte der Raum. Moodys Kapelle war ein sog. Tabernakel, d. h. ein Zwischending zwischen einem großen Saal und einem Kirchenraum. Nicht Kanzel und Altar beherrschten den Raum, sondern das Podium.

Neben der Sonntagsschularbeit richtete Moody in der neuen Kapelle regelmäßige Versammlungen für die Erwachsenen ein, um eine bessere häusliche Erziehung der Kinder zu gewährleisten. Er wollte nicht, daß „er die Kinder wöchentlich eine Stunde und der Teufel sie die übrige Zeit habe.“ So wuchs Moodys bunt zusammengewürfeltes „Publikum“ zu einer „Gemeinde“ zusammen — allerdings zu einer Gemeinde mit einem eigenartigen Gepräge. Während die anderen Gemeinden der Stadt sich mehr aus Leuten der besseren Stände aufbauten, setzte sich Moodys Gemeinde aus den untersten Schichten der Bevölkerung zusammen. Sie war eine richtige Missionsgemeinde, in jahrelanger unermüdlicher Seelsorgearbeit gewonnen unter den Leuten „auf dem Sand“. Doch schämten sich auch Reiche und Gebildete nicht, Moodys Gemeinde anzugehören.

Wenn man der moralischen und sozialen Herkunft von Moodys Gemeinde nachforschte, konnte man erschrecken. Wenn man aber ihren inneren Stand betrachtete, so zeigte sie sich als die blühendste und eifrigste Gemeinde der ganzen Stadt. Die Glocke der Kapelle, von einem Neuyorker Freund gestiftet, hatte jeden Tag des Jahres zu irgendeiner Versammlung zu laden. An einem Abend war Männerversammlung, am zweiten Jünglingsverein, am dritten Knabenschar, am vierten Mütterstunde, am fünften Mädchenkreis. Neben den Gottesdiensten wurden Evangelisationsversammlungen, Bibelstunden, Dank- und Zeugnisstunden gehalten. Jede dieser Versammlungen hatte einen besonderen Charakter. Zuweilen fanden in den verschiedenen Teilen der Kapelle

gleichzeitig drei bis vier Versammlungen statt, daneben noch in Privathäusern. Moody wußte seine Zeit so einzuteilen, daß er überall dabei sein konnte.

Der Bau von Moodys Kapelle machte Beispiel. Dem „Christlichen Verein junger Männer“ in Chicago, an dessen Wiege Moody Pate gestanden hatte, waren seine gemieteten Räume zu eng geworden. Er benötigte ein geräumiges Vereinshaus, in dem sich die jungen Leute zu Hause fühlten. Aber alle Pläne zerschlugen sich an der Geldfrage. Endlich wurde der Vorschlag gemacht, Moody zum Präsidenten des Vereins zu wählen, dann werde man bald ein Vereinshaus haben. Aber unter den Mitgliedern des „Christlichen Vereins Junger Männer“ gab es doch eine ganze Anzahl gebildeter, einflußreicher Männer. Sollten die nicht zum Präsidenten geeigneter sein als der einfache Volksmissionar Moody? Schließlich wurde doch Moody zum Präsidenten gewählt.

Moodys Plan zur Finanzierung des Vereinshauses wurde gutgeheißen, und Moody konnte tatsächlich das nötige Kapital mobil machen: 200 000 Dollars. September 1867 wurde das neue Vereinshaus eingeweiht. Es enthielt eine Halle mit 3000 Sitzplätzen und eine solche mit 1000 Sitzplätzen. Nach dem Stifter, der zum Baukapital den ersten Grundstock von 30 000 Dollars gestiftet hatte, wurde das Vereinshaus Farwell-Halle genannt.

Bei der Einweihung sagte Moody: „Vor wenigen Jahren stand dieser Verein auf dem Aussterbeetat. Man meinte, wenn man einen Saal eröffne und Vereinsstunden anzeige, daß dann die Sünder von selbst in Scharen kämen, um gerettet zu werden. Aber wenn Verlorene gerettet werden sollen, muß man sie in ihren Winkeln suchen, wo sie sich versteckt halten vor dem Licht Jesu. Wir fingen an, hinauszugehen auf die Straßen und Gassen der Stadt und ein-

zuladen, wen wir fanden. Das hat uns der Herr befohlen. Und weil wir ihm gehorcht haben, so hat er uns diese Halle geschenkt.“ Zeit seines Lebens hat übrigens Moody den „Christlichen Verein Junger Männer“ aus den Kollekten seiner Evangelisationen unterstützt.

Bereits im nächsten Jahr brannte die Farwell-Halle nieder. Der Verlust war umso größer, als die Gebäude nur zum Teil versichert waren. Dazu kam es noch gerade in dieser Zeit durch Absplitterung der Opposition zur Gründung eines „Christlichen Vereins“, der die Jugend durch Spiel und Tanz vom Wirtshaus fernhalten wollte, ohne sie mit Bibel und Beten zu belästigen. Der „Christliche Verein“ blühte, solange die alte Farwell-Halle in Trümmern lag. Als aber die neue Farwell-Halle aus der Asche erstanden war, sank der „Christliche Verein“ in Trümmer. Eine Versteigerung, wo das letzte Dominospiel unter den Hammer kam zur Bezahlung der Vereinsschulden, war das letzte Ereignis im „Christlichen Verein“ vor seiner Auflösung.

Moody's Arbeitskraft schien unerschöpflich zu sein. Er hatte das zunächst seiner eisernen Konstitution zu verdanken. Aber außer dieser natürlichen Veranlagung kamen ihm noch vier Dinge zustatten, die er vielen anderen Reichsgottesarbeitern voraushatte:

1. Moody konnte jederzeit schlafen, wenn er wollte.
2. Moody beschränkte sich bei seiner Reichgottesarbeit stets auf das Mögliche und zersplitterte seine Kraft nicht an Unmöglichkeiten.
3. Moody konnte jede natürliche Erschöpfung in verhältnismäßig kurzer Zeit wieder ausgleichen. Das dankte er seinem regelmäßigen und reichen Gebetsleben.

Einmal kam er ganz erschöpft nach einem Sonntagvormittagsgottesdienst zu seinem Freund, dem

Obersten Hammond. Er warf sich in den Lehnstuhl mit den Worten: „Sie müssen heute abend für mich predigen. Ich kann nicht mehr denken, noch weniger reden. Ich kann gar nichts mehr tun.“ Hammond sprang für Moody ein. Als er eben angesichts der überfüllten Kapelle auf dem Podium beginnen wollte, ging die Tür auf. Hereinkam, nein — hereinsprang Moody, gefolgt von einem Haufen junger Leute, die er aus den Wirtschaften und von den Straßenecken sich zusammengeholt hatte. Mit einem Sprung war er auf dem Podium.

Was war geschehen? Er hatte sich bei Hammond zwei Stunden ausgeruht. Dann hatte es ihn auf die Straße getrieben, um nach alter Gewohnheit „Lämmer“ zu suchen. Er hatte heute dabei besonderen Erfolg. Auf dem Weg zur Kapelle, inmitten der Horde junger Leute, war ihm ein Wort geschenkt worden für den Abend. Und nun stand der Erschöpfte von heute morgen am gleichen Abend auf dem Podium und hielt eine der eindrucksvollsten Predigten seines ganzen Lebens.

4. Moody war ein Genie im Einsetzen von fremden Kräften. Er wußte stets den rechten Mann auf den rechten Platz zu stellen, und wenn er ihn nicht hatte, so wußte er ihn in kürzester Zeit zu finden. Was die andern für ihn taten, das brauchte er nicht zu tun. So konnte er seine Kraft für die Aufgaben sparen, die andere nicht für ihn tun konnten.

Bei seiner Gemeindegemeindearbeit standen Moody 8—10 Aelteste zur Verfügung, die jederzeit für ihn einspringen konnten. Daneben verstand er es, sich von überall her „Gastprediger“ zu holen. Nur so war es möglich, daß er den immer häufiger werdenden Rufen zu Evangelisationsversammlungen nach auswärts folgen konnte. Schließlich konnte er es sich

leisten, monatelang, ja etlichemal halbe Jahre lang auf Evangelisationsreisen zu gehen, durch Amerika und sogar durch England.

Als Moody eines Sonntags Chikago verlassen wollte, um auf einer auswärtigen Konferenz zu dienen, bekam er einen Brief von dem englischen Prediger Moorhouse. Dieser hatte dienstlich in Chikago zu tun und bot sich Moody als Gastprediger an. Moody setzte ihn zunächst nur für Sonntagvormittag ein, da er ihn nicht kannte. Moorhouse predigte über den Text: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“

Auf Bitten der Aeltesten mußte Moorhouse auch am Abend in der Kapelle predigen. Er sprach wieder über denselben Text. In atemloser Spannung hörte ihm die dichtgedrängte Menge zu. Moorhouse ließ sich erbitten, am nächsten Abend die Fortsetzung zu machen. Er sprach wieder über denselben Text. Das geschah Abend für Abend: sieben Predigten über einen Text. Mitte der Woche kam Moody von seiner Reise zurück und wurde selber Zeuge dieser denkwürdigen Woche, deren Thema jeden Abend die Liebe Gottes war.

„Sie haben gewiß manches Buch studiert, um zu Ihrer jetzigen Bibelkenntnis zu kommen“, fragte Moody seinen Gast. „Nein“, erwiderte Moorhouse. „Seitdem ich evangelisiere, benütze ich nur ein einziges Buch: die Bibel. Verstehe ich ein Schriftwort nicht, so nehme ich ein anderes zu Hilfe. Bleibt es mir auch so unverständlich, so lege ich es direkt dem Herrn im Gebet vor. Sie haben nur ein Buch nötig, um die Bibel zu studieren, nämlich die Bibel selbst.“

Für Moody waren diese „sieben Predigten über einen Text“ ein persönlicher, innerer Gewinn. Seine ganze Predigtweise änderte sich fortan.

1. Moody verdankte diesen sieben Moorhouse-Predigten über Joh. 3, 16, daß er aus einem Prediger des Gesetzes Gottes fortan ein Prediger der Liebe Gottes wurde. „Moorhouse nagelte diese Wahrheit in meinem Herzen fest. Ich war gewohnt zu predigen: Gott stehe hinter dem Sünder mit einem zweischneidigen Schwert, bereit, ihn niederzuhauen. Damit habe ich aufgehört. Ich predige jetzt, daß Gott hinter dem Sünder mit der Liebe steht — dieser aber läuft hinweg von dem Gott der Liebe.“
2. Moody erkannte aus den sieben Moorhouse-Predigten über Joh. 3, 16 die Notwendigkeit einer völligen Hingabe an den Herrn. Bis jetzt hatte er die Neubekehrten angewiesen, sofort etwas für den Herrn zu tun. Fortan betonte er die Notwendigkeit, daß der Herr zuerst an ihnen etwas tun müsse. „Ich will euch ein neues Herz und einen neuen Geist in euch geben.“
3. Moody lernte aus diesen sieben Moorhouse-Predigten über Joh. 3, 16, was es heißt, die Schrift durch die Schrift zu erklären. Die Verheißungen der Bibel waren ihm Stecken und Stab, und das Wort Gottes war ihm Lebensbrot. Aber er hatte es nicht verstanden, die Gemeinde in der Bibel heimisch zu machen.

Moody hatte bis jetzt den Menschen dadurch den Weg zu Jesus gezeigt, daß er Zeugnis ablegte von erfahrener Gnade — im eigenen Leben und im Leben anderer. Er kam ja mit vielen heilserfahrenen Menschen zusammen, aus deren Umgang ihm ständig geistliche Anregungen zuflossen. Auch durch seine Seelsorge an den Neubekehrten wurde ihm immer wieder die Gnade auf neue und mancherlei Weise anschaulich.

Da neben Moody auch andere Prediger vor der Gemeinde auf dem Podium standen, bekamen Moo-

dys Ansprachen die nötige biblische Ergänzung. Aber seiner eigenen Botschaft fehlte das biblische Fundament. Das spürte Moody selbst am besten. Und da führte ihm nun der Herr im rechten Augenblick, wo er in seiner Verkündigung gewissermaßen auf dem toten Punkt angelangt war — bevor es seine Gemeinde noch merkte —, den rechten Mann aufs Podium und ins Haus: Harry Moorhouse.

Mit etwa fünfzig Freunden wurde in diesen Tagen in Moodys Haus unter der Anleitung von Moorhouse die erste „Bibelstunde“ gehalten. Jeder brachte seine Bibel mit, und nachdem man um Erleuchtung des Heiligen Geistes gebetet, ließ Moorhouse alle die Bibelstellen aufschlagen, die von der Erlösung handelten. An Hand dieser Stellen Alten und Neuen Testaments wurde dann gezeigt, was die Bibel unter Erlösung versteht.

Das war eine Hochschule für Moody und seine Freunde! Propheten und Apostel waren die Professoren! An diesem einen Beispiel wurde es Moody klar, wie man biblische Begriffe entwickelt und zu einer sicheren Erkenntnis biblischer Wahrheiten gelangt. Diese Methode hat er seitdem bei seinem Bibelstudium befolgt. Als Frucht dieser Studien lagen schließlich in seinem Schreibtisch 400 Briefumschläge, gefüllt mit biblischen Notizen zu 400 biblischen Themen. Das Praktische bei diesen 400 Briefumschlägen war vor allem das, daß der Inhalt ständig ergänzt werden konnte durch neue Notizen, die dazugelegt wurden. So wurde ein schon einmal behandeltes Thema nie altbacken.

Als später wieder einmal ein englischer Prediger, Dr. Punshan, nach Chikago kam, wurde Moody noch mit einer anderen Art des Bibelstudiums bekannt. Punshan hielt eine Reihe von Vorträgen über „Daniel in Babel“. Dies veranlaßte Moody auch seinerseits, biblische Charakterbilder zu studieren. Noah

und Abraham, Moses und Samuel, David und Daniel, Johannes und Paulus ließ Moody da vor den stauenden Augen und Ohren seiner Zuhörer handeln und reden. Weit und breit, wohin er gerufen wurde, predigte er über diese biblischen Lebensbilder.

Seitdem Moorhouse seinen Lebensweg gekreuzt hatte, wurden Moodys Predigten immer reichhaltiger und farbiger. Das Studium der Bibel füllte fortan seine freien Stunden aus. Auf diese Weise fand er auch in den dunklen Schächten der Bibel immer wieder neues Gold.

Als er einmal wieder über das Erbarmen Gottes gesprochen hatte, fragte ihn ein Doktor der Theologie, der den tiefen Eindruck der Ansprache auf die Versammlung merkte: „Wie haben Sie diese Predigt gemacht?“ Moodys Antwort war: „Ich habe in der Bibel alle die Stellen nachgeschlagen, die vom Erbarmen des Heilandes handeln, und habe darüber gebetet, bis ein unbegrenztes Erbarmen mich überwältigte.“

Ueber Joh. 3, 16 hat Moody fortan nie mehr in seinem Leben gepredigt. „Ich konnte die Höhe des Textes nicht erreichen“, sagte er. Aber der Kern seiner Botschaft war fortan: „Sünder, laß dich lieben!“ Ueber seinem Podium ließ Moody aus durchbohrten Gasröhren das Wort: „Gott ist die Liebe!“ zusammensetzen, damit diese Wahrheit beim Gottesdienst in Flammenschrift vor den Augen der Zuhörer stehe. Wie mancher Gast in Moodys Kapelle hat diesen Satz in Flammenschrift zusammenbuchstabiert und sein Leben lang nicht mehr vergessen können!

Gewogen

Wenn Moody auf das Podium trat, nahm er nichts mit als seine Bibel, in der ein Zettel mit Dispositionen lag. Wenn er dann zu reden anfang, so erhob sich

der einfache Mann mit seiner nur lückenhaften Volksschulbildung zu einer Höhe der Redekunst, daß das Publikum wie Ton in seiner Hand zu sein schien.

Als Moody einmal um das Geheimnis seiner Predigtgabe gefragt wurde, gab er die kurze Antwort: „Ich predigte immer gratis und gab mich selbst.“ Diese innere Hingabe war es, die seiner Predigt solche Durchschlagskraft verlieh. Moody hatte das Bibelwort, mit dem er vor die Menschen hintrat, auf den Knien reichlich und reiflich durchgebetet. Und jeder, der guten Willens war, konnte sich sein Teil nehmen. Einer von Moodys Freunden sagte einmal: „Moody hat ein Recht, von der Hölle zu sprechen, weil er es nie ohne Tränen in der Stimme tut.“

Wenn Moody bei der Schilderung der Danielgeschichte sein „I see! I see! I see!“, d. h. „Ich sehe! Ich sehe! Ich sehe!“ in die Masse hineinrief, dann sah das Publikum leibhaftig den jungen Daniel vor dem König Nebukadnezar stehen. Dann hörte das Publikum den König Nebukadnezar bei der Wiedergabe seines entfallenen Traumes ausrufen, als stünde er mitten unter ihm: „So ist's! So ist's! So ist's!“

Wenn Moody bei der Geschichte vom reichen Mann und armen Lazarus die einzelnen Sünden nach dem Tod auf den reichen Mann zukommen ließ, so war es, als ob man selber im Weltgericht stünde. So oft die eine Sünde dem Publikum vorgestellt war und eine neue bereits aufmarschierte, sagte Moody in geradezu dramatischer Weise bei jedem Szenenwechsel sein „Tramp! Tramp! Tramp!“, d. h. „Weiter! Weiter! Weiter!“ Wenn er dazu jedesmal mit dem Fuß auf den Boden aufstieß, dann meinte man tatsächlich, die eine Sünde abmarschieren und die andere aufmarschieren zu hören.

Wie konnte er am Schluß einer Geschichte herzbeweglich jeden einzelnen in der oft vieltausendköpfi-

gen Masse des Publikums auffordern, die Gnade doch anzunehmen! „Take! Take! Take!“, d. h.: „Nimm sie! Nimm sie! Nimm sie!“

Und nun einige Beispiele von diesem „I see“ und „Take“ in Moodys Bibelauslegung:

„Tekel“, d. h. „Gewogen“, ist ein kurzer Text. Stellt euch vor, daß jetzt, wo ihr diese Worte hört, eine Waage vom Thron Gottes zu uns herabgesenkt würde. Am Thron Gottes, dem Thron der Gerechtigkeit, ist sie aufgehängt, und jeder — du und ich — soll darin gewogen werden.

Es ist ein Kleines, sich von den Kindern der Welt wiegen zu lassen. Viele haben ihre eigenen Waagen, mit denen sie gewogen werden wollen.

In Gottes Waage aber wird jeder nach dem Gewicht des Heiligtums gewogen. So laßt uns jetzt Gottes Gesetz als Gewicht in die Waagschale legen!

•

Hundertundzwanzig Jahre hatte Gott mit dem vorsintflutlichen Geschlecht Geduld, ohne zuvor eine Warnung ergehen zu lassen. Jeder Nagel, den Noah in die Arche trieb, war den Menschen eine Warnung. Aber kein Gebet um Gnade stieg zum Himmel.

Es hat wohl damals auch solche gegeben, die meinten, Gott könne die Welt überhaupt nicht zerstören. Er könne wohl regnen lassen, bis das Wasser die Wiesen und das Tiefland bedecke. Aber dann könne man ja auf die Berge fliehen, und das sei doch dem Aufenthalt in der Arche mit ihren drei Stockwerken und nur einem Fenster hundertmal vorzuziehen.

Dann meinten auch nicht wenige, Noah könne nicht recht haben, weil er so stark in der Minderheit sei. Ja, Noah war in der Minderzahl. Aber trotzdem arbeitete er an der Arche und behielt Recht über die Mehrzahl.

An einem schönen Morgen, als kein Wölkchen den Himmel trübte, erhielt Noah den Befehl: Gehe in den Kasten! Die Verwandten mögen ihn gefragt haben: „Was soll aus der alten Wohnung werden?“ Noah hatte nur eine Antwort: „Ich brauche sie nicht länger. Das Wetter kommt!“

Das erste, was Noahs Zeitgenossen wirklich mit Unruhe erfüllt, ist, daß sie eines Morgens ganze Scharen von Vögeln daherfliegen sahen. Vögel, Vögel, Vögel — wohin man nur schaute! Und wunderbar — sie flogen alle paarweise in die Arche ein. Sie kommen aus der Wüste, von den Bergen, aus allen Teilen der Erde — und ihr Ziel ist Noahs Arche. Großer Gott, was soll das bedeuten?

Und wie sich die Menschen noch umschauen, da wimmelt es auf dem Erdboden, und die Insekten, groß und klein, kriechen heran. Aus allen Weltgegenden kommen sie und ziehen in die Arche ein. Auch die großen Tiere aller Gattungen lassen sich nun sehen. Massenhaft sieht man sie herankommen: die Arche ist ihr Ziel.

Man ruft, man schreit: Was soll das heißen? Man läuft zu den Gelehrten und Weisen. Doch diese versichern, es sei weder Sturm noch Wetter im Anzug.

Man fragt, warum alle Tiere, wie von unsichtbarer Hand geleitet, ihren Lauf in die Arche nehmen. Die Weisen erwidern: Vorderhand läßt sich die Sache nicht erklären. Doch gebt euch zufrieden: Die Welt wird nicht untergehen. Die Geschäfte gingen nie besser als gerade jetzt. Alles ist in bester Ordnung. Gebt euch zufrieden!

Und die Herzen beruhigen sich. Es geht alles wieder im gewohnten Lauf. Die Kinder spielen auf den Wiesen, als ob nichts wäre. Nur ein paar Mücklein fehlen in der Luft, nur ein paar Schmetterlinge fehlen unter den Blumen - nur ein paar von jeder Sorte!

•

Der Geist Gottes legt uns nahe, was Gott für uns bereitet hat. Abraham wurde von den wasserreichen Gefilden Sodoms nicht in Versuchung geführt; denn Abraham war ein weitsichtiger Mann. Lot aber war ein kurzsichtiger Mann. Er hielt nur die Dinge um sich für gut. Abraham sah die Streiflichter der ewigen Stadt.

Moses war weitsichtig. Er verließ Aegyptens Paläste und stellte sich dem armen, geknechteten Volk Gottes gleich. Aber er konnte weiter sehen. Er wußte, was Gott dem Volk Gottes bereitet hatte.

Es gibt auch Leute, die eine Mischung von Kurzsichtigkeit und Weitsichtigkeit sind. Ein Auge gehört der Welt und ein Auge dem Reich Gottes. Daher ist alles entstellt. Ein Auge ist kurzsichtig, das andere ist weitsichtig. Alles ist in Verwirrung. „Sie sehen Menschen, als sähen sie Bäume.“

Stephanus war weitsichtig. Klar sah er hinauf in den Himmel. „Ich sehe den Himmel offen und des Menschen Sohn zur Rechten Gottes stehen.“ Die Welt hatte keine Versuchung mehr für ihn. Er hatte sie unter den Füßen.

•

Das Mutterherz bebt vor Angst und Schmerz über dem sterbenden Kind. Auf einmal hört die Mutter einen großen Lärm im Lager. Ein Freudengeschrei erhebt sich.

Sie tritt an die Tür des Zeltes. „Was heißt der Lärm im Lager?“ „Habt ihr die gute Kunde noch nicht gehört?“ „Gute Kunde? Was kann das sein?“ „Gott hat uns ein Heilmittel bereitet!“ „Was? Für die gebissenen Leute?“ „Gott hat Moses befohlen, eine eiserne Schlange auf einem Pfahl mitten im Lager aufzurichten. Dazu hat Gott versprochen, daß alle leben sollen, die zur Schlange aufsehen. Habt ihr

nicht das Freudengeschrei gehört, als die Schlange aufgerichtet wurde?“

Die Mutter geht in das Zelt zurück: „Mein Sohn, du brauchst nicht zu sterben! Mein Sohn, du darfst leben!“ Er ist schon so betäubt und schwach, daß er nicht zur Tür gehen kann. Die Mutter legt ihre starken Arme unter ihn und stützt ihn unter der Tür. „Sieh dorthin — dort, gerade unten am Berg!“ Der Junge sieht gar nichts. „Mutter, ich kann nichts sehen.“ „Sieh nur hin, du wirst es bald erblicken, das Zeichen!“ Jetzt streift sein Blick die glänzende Schlange. Bloß ein Blick — und er ist gesund!

Sieh auf zum Kreuz, lieber Freund! Gott hat den gebissenen und vergifteten Leuten ein Heilmittel bereitet. Sieh nicht die Stange an — die Kirche! Sieh weiter als die Stange, sieh den Gekreuzigten an!

*

Mit ein paar Strichen, wie in Holzschnittmanier, weiß Moody die lange, komplizierte Bileamsgeschichte auch für den bibelunkundigen Menschen so zu zeichnen, daß ihm der Grundgedanke klar ist: Bileam ist der Judas des Alten Testaments.

Bileam ist ein Prophet des Höchsten und endet im Solde Satans. Er predigt Gottes Gerichte und geht selbst darin unter.

Eines Tages kommt eine Gesandtschaft zu ihm. Der Moabiterkönig Balak läßt ihm sagen: „Siehe, es ist ein Volk aus Aegypten heraufgezogen! Komm und verfluche das Volk!“

Wie gern zöge Bileam mit! Moabs Gold blendet seine Augen. Wir hören, daß er zwar den Herrn fragen will. Aber fragen und fragen ist zweierlei. Auf Bileams Lippen liegt das alte Gebet: „Herr, tue mir deinen Willen kund! Aber Herr: wie ich will, wie ich will!“

Der Herr kommt ihm mit einer Frage zuvor: „Wer sind die Leute, die bei dir sind?“ Der Herr will ein

Bekennnis von Bileam haben. „Bileam, was hast du mit diesen Menschen zu schaffen?“

Bileam schickt die Boten schließlich heim. Doch schwerer Unmut klingt aus seinen Worten: „Der Herr will's nicht gestatten, daß ich mit euch gehe!“

Er bleibt. Aber seine Gedanken ziehen mit ins Moabiterland. Die Boten Balaks haben einen Blick in sein zwiespältiges Herz getan.

Balak sendet vornehmere Boten und reichere Geschenke. Nun wird sich's zeigen, was in Bileams Herz gesiegt hat.

„Bleibt die Nacht hier, daß ich erfahre, was der Herr weiter mit mir reden will!“ Weiß Bileam nicht, daß Gottes Wille unumstößlich ist?

Gott läßt ihn ziehen, wie der Vater ein trotziges Kind ziehen läßt. Doch Ehre wird ihm diese Reise nicht einbringen. „Ziehe mit den Männern! Aber was ich dir sagen werde, das sollst du tun!“ Bileam hat nur das „Ziehe hin!“ behalten. Das „Fluche dem Volk nicht!“ hat er vergessen. Bileams Gedanken sind bei Balak und seinen Schätzen. Er ist sehr ungehalten, daß er durch seine Eselin dreimal in seinen Träumen gestört wird. Endlich sieht und hört er den Herrn: „Dein Weg vor mir ist verkehrt!“ Das ist Gottes letzte Warnung.

Bileam bleibt das verkehrte Kind. „Ich habe gesündigt. So dir's nicht gefällt, will ich umkehren.“ Er hätte noch hinzufügen können: „Wenn du mich mit Gewalt zurückhältst, muß ich mich natürlich beugen!“

Er fährt dahin, den unbekämpften Lüsten seines Herzens preisgegeben. Bei Balak wird er mit Ehren empfangen. Er beginnt zu unterhandeln mit Balak und mit Gott.

Aber seine Diplomatenklugheit nützt ihm nichts. Er steigt auf die Höhe Pisga und auf den Berg Peor; aber er darf denen nicht fluchen, die der Herr gesegnet hat.

Er schaut der Moabiter Untergang; doch ihm fehlt die Kraft zu entrinnen.

Er sieht den Stern in Jakob aufgehen, und in ihm ist's Nacht.

Er redet gewaltige Worte, bei denen Balak und seinen Fürsten die Ohren gellen; aber er ist nur ein tönend Erz und eine klingende Schelle.

Bileam hat nichts davongetragen als Balaks Zorn und ein verfinstertes Herz. Mit grausiger Geschwindigkeit geht's abwärts bei ihm, tiefer und tiefer. Aus dem Unmut gegen Gott wird satanische Feindschaft. Hat er dem Volke Gottes nicht fluchen dürfen — er weiß, wo es verwundbar ist. Sein Rat, den er den Midianitern gibt, das Volk Gottes zu verderben, stammt direkt aus der Hölle.

Bileam ist der Judas des Alten Testaments.

*

Ein Kleinod der Einführungsgabe Moodys in den biblischen Stoff ist jenes Zwiegespräch des Auferstandenen mit Petrus darüber, ob der Missionsbefehl auch an seinen Feinden ausgerichtet werden soll:

Ich kann mir Petrus vorstellen, wie er sagt: „Herr, ist es wirklich deine Meinung, daß wir das Evangelium aller Kreatur predigen sollen?“

„Ja, Petrus!“

„Soll ich zurückgehen nach Jerusalem und diesen Sündern, die dich gemartert haben, das Evangelium verkündigen?“

„Ja, Petrus! Bietet ihnen das Evangelium zuerst an! Macht euch auf die Suche nach jenem Mann, der mir ins Gesicht gespien hat! Sagt ihm, daß ich ihm vergebe! Mein Herz ist nichts als Liebe zu ihm.“

Sucht den Mann, der mir jene grausige Dornenkrone auf die Stirn gedrückt hat! Sagt ihm, daß ich in meinem Reich eine Krone für ihn bereit halte, wenn er das Heil annehmen will! Darin soll kein Dorn sein, und ewig soll er sie tragen im Reich seines Erlösers.

Sucht den Mann, der mir das Rohr aus der Hand genommen und mich damit geschlagen hat! Wenn er sich das Heil schenken läßt, will ich ihm ein Szepter geben, daß er mit mir auf einem Thron sitzen soll.

Sucht den Mann, der mir mit der flachen Hand ins Gesicht geschlagen hat! Sagt ihm, daß das Blut Jesu Christi rein macht von allen Sünden, und daß mein Blut auch für ihn vergossen wurde!

Sucht jenen Soldaten, der mir den Speer in die Seite stieß! Sagt ihm, daß es einen näheren Weg zu meinem Herzen gibt als diesen! Sagt ihm, daß ich ihm vergebe, und mein Banner über ihm soll meine Liebe sein.

Gott wagt es auch mit Nullen

Bei aller Anschaulichkeit, mit der Moody zu predigen wußte, hielt er sich treu an den Bibeltext. Ja, gerade deshalb, weil er sich treu an den Bibeltext hielt, konnte er die Bibel auch den bibelunkundigen Leuten so anschaulich machen.

Was uns bei seiner Bibelbetrachtung vor allem wohltut, ist das große Mutmachen auf dem Weg der Gnade nach. Wenn Moody uns die Gestalten oder Gedanken der Bibel zeigt, so tut er das nicht, um uns hinzurichten, sondern um uns aufzurichten. Wenn er uns Noah oder Abraham oder Moses vor die Seele stellt, so heißt das nicht: Das sind besondere Heilige, da kannst du nicht antreten —, sondern das heißt: Wenn Gott mit solchen Sündern fertig geworden ist, wird er auch mit dir fertig werden.

Wenn Gott aus solchem Material etwas hat machen können, dann kann er auch aus mir etwas machen. Wenn Gott es mit solchen Nullen gewagt hat, dann wird er es auch mit mir wagen.

•

Es hat jemand behauptet, daß Noah taub gewesen sein müsse, sonst hätte er den Hohn und Spott seiner Landsleute nicht so ruhig mitanhören können. Wenn Noah auch für die Stimme der Menschen taub gewesen ist — Gottes Stimme hat er vernommen, als er ihm gebot, die Arche zu bauen.

*

Als Hiob die Seinen verlor, kam ein Bote, es ihm anzusagen. Vom vorsintflutlichen Geschlecht aber ist kein Bote übriggeblieben. Der Herr ließ keinen übrigbleiben, der von dem entsetzlichen Tod der Menschheit im Wasser berichtet hätte. Noah selbst konnte es nicht sehen, wie die Menschheit unterging, da er nur ein Fenster nach oben in seiner Arche hatte.

*

In den ersten Jahrtausenden der Weltgeschichte wissen wir von keiner Erweckung. Hätte es eine Erweckung gegeben, wäre die Sintflut überflüssig gewesen. Das erste wirkliche Aufwachen, von dem wir im Alten Testament lesen, wurde damals gewirkt, als Moses nach Gosen kam, um sein Volk zu befreien. Wenn drei Millionen Hebräer unter den Schutz des Blutes des Lammes gestellt wurden, so war das nichts anderes, als daß Gott wieder anfing, lebendig unter ihnen zu wirken. Unter Josua gab es wieder eine große Erweckung und dann unter den Richtern. Gott suchte in jenen Zeiten immer wieder sein Volk lebendig zu machen.

*

Gott war viel zärtlicher gegen Abraham als gegen sich selbst. Als sein eigener Sohn auf demselben Berge sterbend am Kreuze hing, da sandte er nicht wie bei Isaak einen stellvertretenden Widder an seines Sohnes Statt, sondern er gab ihn dem martervollen Tode preis.

*

Jakobs Sterbebett steht in Aegypten. Die Aegypter beklagen ihn; aber an der Hoffnung dieses Sterbebettes haben sie keinen Anteil. Sie begleiten den Leichnam bis zur Tenne Atad, aber ins Gelobte Land kommen sie nicht. So stehen die Sterbebetten der Gläubigen inmitten der Welt. Hier und da holt sie der Herr heim, oft aus Kellerräumen und Dachkammern. Die Welt merkt von den Siegen nichts, die da erkämpft werden. Die Welt hat nur Totenklage, keine Todeszuversicht.

*

Das Buch Hiob ist der Schlüssel der ganzen Bibel. Wenn wir das Buch Hiob verstehen, dann verstehen wir die ganze Bibel.

Ich teile das Buch in sieben Teile.

Den ersten Teil überschreibe ich: Ein vollkommener, aber unerprobter Mensch. Dies Urteil gab Gott über Hiob ab. Es paßt auch auf Adam im Garten Eden.

Der zweite Teil heißt: Erprobt durch Widerwärtigkeiten. Hiob fiel im Lande Uz, wie Adam in Eden fiel.

Der dritte Teil lautet: Die Weisheit der Welt. Die Welt versuchte Hiob wiederaufzurichten. Die drei Freunde, in denen uns die Weltweisheit entgegentritt, kommen, um Hiob zu helfen. Wir können auf der ganzen Welt keine solche Beredsamkeit und Weisheit finden, wie diese drei Männer hier entwickelten. Aber sie wußten nichts von der Gnade. Darum konnten sie Hiob nicht helfen. Statt Hiob zu helfen, machten sie ihn nur noch unglücklicher. Alle drei gaben Hiob einen Stoß — und dann fielen sie selber über ihrer Weisheit zu Boden.

Der vierte Teil lautet: Der Schiedsrichter kommt, das ist Christus. Ich verstehe mich nicht, ich verstehe Gott nicht, ich verstehe meine Freunde nicht — aber ich weiß, daß mein Erlöser lebt.

Der fünfte Teil lautet: Gott spricht. Er kann Fragen stellen, die kein Mensch beantworten kann. Gott muß selbst für Hiob die Antworten auf seine Fragen geben. Hiob, Gottes Rechnung stimmt!

Der sechste Teil lautet: Hiob lernt seine Lektion. Ich habe dich, Gott, mit den Ohren gehört, nun sieht dich mein Auge. Darum tue ich Buße im Staub und in der Asche. Hiob lag endlich vor Gott im Staube.

Der siebente Teil lautet: Gott richtet Hiob wieder auf. Gott gibt Hiob recht. Hiobs letzter Stand ist besser als sein erster. Gott kann alles wiedererstaten, was wir seinem Gericht ausgeliefert haben.

*

In keinem der vielen Psalmen Davids wird der Sieg über den Riesen Goliath erwähnt. Wenn diese Heldentat in unserer Zeit geschehen wäre, hätte man Bücher darüber geschrieben und im Lied besungen, was der Mann Großes vollbrachte. Der kleine Riesentöter hätte Vorlesungen über seine Heldentat halten müssen. Kein Wörtlein über Goliath wird in Davids Psalmen laut.

*

„Johannes, wer bist du?“ fragten sie ihn. „Ich bin niemand. Ich bin nur eine Stimme“, war seine ganze Antwort.

*

„Ich will euch Ruhe geben für eure Seelen“
Wie danke ich meinem Herrn für das Wörtlein „geben“ an dieser Stelle! Er will uns Ruhe geben. Er will sie uns nicht verkaufen; denn wir sind so arm, daß wir uns dieses Kleinod nimmer kaufen könnten. Dem Herrn sei Dank, daß wir die Ruhe umsonst erlangen können!

„Kommet her zu mir alle“ Wie allumfassend ist doch dieser Spruch!

Nicht nur ein paar Auserwählte, einige feine Damen und hochgestellte Herren, sind darunter zu verstehen. Es heißt auch nicht, daß vielen die Ruhe werden solle — nein, allen! Das umschließt den Frommen wie den Sünder. Wenn du nicht als Frommer kommen kannst, so komm getrost als Sünder! Aber komm!

•

Jesus hätte den Stein vom Grab des Lazarus mit einem Wort abheben können. Es wäre ihm ein leichtes gewesen, dem Stein zu gebieten, fortzurollen — und er hätte seiner Stimme gehorcht, wie der tote Lazarus ihm gehorchte, als er ihn zum Leben zurückrief. Aber der Herr wollte den Menschen diese Lehre geben, daß sie auch etwas dazu beizutragen haben, die geistlich Toten zu erwecken. Die Jünger hatten nicht nur den Stein abzuheben, sondern sie mußten nach der Auferweckung ihn auflösen und gehen lassen.

•

Als Jesus Lazarus auferweckte, rief er mit lauter Stimme: „Lazarus, komm heraus!“ Und Lazarus hörte und kam heraus. Es hat einmal jemand gesagt, es sei gut gewesen, daß Lazarus damals beim Namen gerufen wurde; sonst wären alle Toten, die Christi Stimme erreichen konnte, sogleich auferstanden.

•

Das Weib, das mit dem Nardenglas zu Jesus kam, hat wenig von dem gewußt, was sie tat. Nur die Liebe trieb sie zu Jesus. Sie vergaß sich selbst. Sie vergaß ihre Umgebung. Sie vergaß alles, was um sie her vorging. Und dann zerbrach sie das Glas, um Jesus zu salben. Durch achtzehn Jahrhunderte ist diese Tat des Weibes zu uns gedrungen. Noch heute ist der Duft dieser Narde in der Welt.

•

Kol. 1, 12, 13: drei „Hat“: Er hat uns tüchtig gemacht — er hat uns errettet — er hat uns versetzt. Es heißt

nicht, daß er uns tüchtig machen werde, daß er uns erretten werde, daß er uns versetzen werde.

•

Im Johannes-Evangelium gibt es bloß zwei Kapitel, in denen das Wort „Glaube“ nicht erscheint. Mit diesen zwei Ausnahmen ist jedes Kapitel im Johannes-Evangelium „Glaube! Glaube! Glaube!“

Johannes sagt uns Kapitel 20, 31: „Dieses ist geschrieben, daß ihr glaubet, Jesus sei Christus, der Sohn Gottes, und daß ihr durch den Glauben das Leben habt in seinem Namen.“ Im 1. Johannesbrief gibt es bloß fünf kurze Kapitel; aber das Wort „Wisset“ erscheint mehr als vierzigmal. Jedes Kapitel im 1. Johannesbrief ist „Wisset! Wisset! Wisset!“ Durch die ganze Epistel klingt der Ruf: „. . . auf daß wir wissen, daß wir das ewige Leben haben“

Gold ist ein schlechter Lebensretter

Bis 1845 kamen drei Viertel des Goldes in der Welt aus Südamerika und Rußland. Das wurde mit einem Schlag anders, als 1848 im Tal des Sacramento reiche Goldfunde gemacht wurden. Bereits 1850 war Kalifornien der Union eingegliedert. Mexiko hatte es gegen einen Kaufpreis von 15 Millionen Dollars abgetreten. Damit waren die Vereinigten Staaten von der Atlantikküste zur Küste des Pazifik vorgedrungen. Auf diesem Wege mußten Gebirge überwunden werden, so hoch wie die Alpen, und Flüsse durchquert werden, so breit wie die Donau in ihrem Endlauf. Der Glanz des Goldes lockte über alle Hindernisse hinweg.

Ebenso reiche Goldbeute wie im Tal des Sacramento ergaben die Goldseifen in den Bergen der Sierra. Zu dem Waschgold der Sierra und des Sacramento kam noch das Berggold in den goldhaltigen Kiesen der Nevada. Die Goldgruben in Comstock

Lode in der Nevada brachten in den Jahren 1860—75 einen Ertrag von 336 Millionen Mark Feingold. Zehn Jahre nach den kalifornischen Goldfeldern wurden in dem benachbarten Staat Colorado die ebenso reichen Gold- und Silbergruben in den Rocky Mountains erschlossen.

Der Goldrausch erfaßte nicht nur die Union, sondern auch Europa. 1849 zählte die Union 90 000 Einwanderer. Statt der Siedler zogen nun Goldsucher nach dem Westen. Die wenigsten fanden auf den Goldfeldern das Glück, das sie suchten. Und die es fanden, hatten nicht die moralische Kraft, es festzuhalten.

Es ist selbstverständlich, daß auch in den Ansprachen Moodys in mancherlei Bildern und Gleichnissen immer wieder das „Gold“ vorkommt. Das „Gold“ war damals das Problem, das auch den kleinen Mann bewegte. Nur einige wenige „Goldproben“ aus Moodys Reden:

*

Als der Dampfer „Central-America“ unterging, befanden sich einige hundert Bergleute an Bord, die als reiche Leute in ihre Heimat zurückfuhren. Sie wollten nun die erworbenen Goldschätze im Kreise der Ihren verzehren. Aber angesichts des Untergangs verlor das Gold alle Anziehungskraft für sie. Sie warfen ihre Goldbeutel weg. Ganze Reisetaschen voll Gold wurden in der Kajüte ausgeleert. Einer schüttete sein Gold im Wert von 100 000 Dollars auf den Boden und sagte, wer Lust habe, möge es nehmen. Aber kein Finger rührte sich, um das Gold aufzulesen. Alle Habgier nach dem Gold war verschwunden. Meine Freunde, das Gold ist ein schlechter Lebensretter!

*

Gold ist im Himmel wenig wert. Es gibt dort so viel, daß die Straßen damit gepflastert werden. Und

das ist durchsichtiges Gold, viel herrlicher und wertvoller, als wir es auf Erden haben. In den Augen Jesu hat es nur einen Wert, wenn wir unser Herz mit dem Gold hingeben.

*

Der einzige Gegenstand, der besser ist als wir, ist Gott. Er begreift alles in sich, was uns beglücken kann. Gold, das eigentlich nur ein ausgegrabenes Gestein ist, kann uns nicht beglücken. Ehre und Ruhm der Menschen ebensowenig. Die menschliche Seele verlangt nach etwas Höherem. Der Himmel ist der Platz, wo wir es finden. Kein Wunder, daß die Engel, die stets das Angesicht Gottes schauen, glücklich sind.

*

Ein Bettler freut sich nicht über den Anblick eines Palastes. Die Schönheit der Architektur macht keinen Eindruck auf ihn. Anders ist es beim Himmel. Der Anblick des Himmels ist gleichbedeutend mit dem Bewußtsein, Anteil an ihm zu haben. Der Himmel würde keine Freude für uns sein, wenn wir nicht wüßten, daß ein Teil davon unser ist.

*

Wo mein Schatz ist, da wird mein Herz sein! — Man kann es sehr bald wahrnehmen, wo jemandes Schätze sich befinden. Nach einem Gespräch von 15 Minuten kann man bei den meisten Menschen sagen, ob ihre Schätze auf Erden oder im Himmel sind.

Sprecht mit einem Patrioten über sein Vaterland! Ihr werdet sehen, wie sein Auge aufleuchtet. Da ist sein Herz.

Sprecht mit einem Geschäftsmann, und sagt ihm, wo er 1000 Dollars gewinnen kann! Welches Interesse wird dadurch in ihm geweckt! Da ist sein Herz!

Sprecht mit Leuten, die beständig für die Mode

schwärmen, von Modesachen! Wie flammt es in ihrem Auge! Da ist ihr Herz!

Sprecht mit einem Kind Gottes, das sich Schätze sammelt im Himmel, über die Dinge der andern Welt! Welche Freude ist da wahrzunehmen! Da ist sein Herz! — Wo euer Schatz ist, da wird euer Herz sein!

*

Daß der Mensch beim Wohltun mit dem Geld das Bild Gottes darauf prägt und es zur himmlischen Münze macht — das ist ein wahres Wort. Aber mit allem Gold der Welt kann man sich nicht den Weg zum Himmel erkaufen. Die Seligkeit muß von Gott als freie Gabe empfangen werden. Darum ist kein Mensch in der Welt so arm, daß er nicht ein himmlischer Millionär werden könnte!

*

Vierundzwanzig Stunden, ehe der Regen der Sintflut zu rauschen begann, hätte Noah für seine Arche, wenn er sie hätte verkaufen wollen, nichts lösen können. Für Brennholz hätte man die Arche geachtet, für weiter nichts. Vierundzwanzig Stunden später aber, nachdem die Schleusen des Himmels geöffnet waren, da hatte Noahs Arche einen größeren Wert als alle Reichtümer der Welt. Die Menschen hätten alle, ohne Ausnahme, gern Hab und Gut für ein Plätzchen in der Arche drangegeben.

*

Ein ungläubiger Sklavenhalter hatte einen frommen Sklaven. Als sein Herr starb, sagten die Leute, er sei in den Himmel gegangen. Der Sklave schüttelte den Kopf. „Massa nicht dorthin gegangen!“ — „Warum nicht, Ben,“ — „Wenn Massa nach dem Norden oder ins Bad ging, dann Wochen zuvor davon sprechen und sich darauf fertig machen. Ich Massa nie sprechen hören vom Gehen nach dem

Himmel. Ich Massa nie sehen, sich darauf fertig-
machen.“

•

Als die Kinder Israel ins Gelobte Land zogen, ge-
bot ihnen der Herr, das Land alle sieben Jahre ruhen
zu lassen. Es werde ihnen in sechs Jahren soviel ge-
geben, wie sie in sieben Jahren nötig hätten. 490
Jahre mißachteten sie das Gebot Gottes. Da kam Ne-
bukadnezar und führte sie nach Babel, wo sie 70
Jahre in der Gefangenschaft schmachten mußten. So
erhielt das Volk 70 Sabbatjahre der Ruhe, die Gott
gestohlen waren, wieder: $70 \times 7 = 490$. Israel ge-
wann also nicht damit, daß es Gottes Gebot übertrat.
Du gibst entweder Gott freiwillig, was er von dir
fordert, oder er nimmt sich sein Recht.

•

Ein Mensch, der mir meinen Geldbeutel stiehlt,
verliert viel mehr als ich. Es schadet mir lange nicht
soviel, meine Geldsachen zu verlieren, als es ihm
schadet, wenn er sie mir nimmt. Seht doch, wieviel
der verliert, der meinen Geldbeutel stiehlt! Berech-
net einmal alles, was der verliert, der den Himmel
verliert! Denn kein Dieb wird das Reich Gottes erben.

•

Der Erwerb des Reichtums bringt Mühe.
Der Bestand des Reichtums bringt Sorgen.
Der Mißbrauch des Reichtums bringt Schuld.
Der Verlust des Reichtums bringt Gram.

•

Als Moody einmal die Hauptstadt des Goldlandes
Kalifornien, San Franzisko, für einige Wochen be-
suchte, ging er gleich am ersten Sonntag in die Sonn-
tagsschule. Es war ein Regentag und der Besuch des-
halb nicht gerade überwältigend. Die Lektion hieß:
„Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da
sie die Motten und der Rost fressen und die Diebe
nachgraben und stehlen.“

Moody stellte einen der Helfer an die Wandtafel.

„Nennt mir einmal irdische Schätze!“

Alle riefen: „Gold!“

„Ja, das ist der größte Schatz bei euch. Schreibe: Gold! — Weiter, andere Schätze!“

„Land!“

„Schreibe: Land! — Woran hängen die Leute noch ihr Herz?“

„An die Häuser!“

„Schreibe: Haus! — Noch andere Schätze!“

„Geschäfte.“

„Schreibe: Geschäfte! — Weiter!“

„Vergnügen!“

„Schreibe: Vergnügen! — Noch andere Schätze!“

„Kleider!“ rief ein Junge ganz schüchtern.

„Recht! Schreibe: Kleider! - Noch andere Schätze!“

„Branntwein!“

„Schreibe: Branntwein! — Weiter!“

„Rennpferde!“

Als die ganze Liste an der Tafel stand, sagte Moody: „Und nun wollen wir einmal die himmlischen Schätze herunterlangen. Woran sollen wir unser Herz hängen?“

Wie aus einem Munde kam die Antwort: „Jesus!“

„Das ist recht! Wir wollen Jesus auf eine Liste obenan setzen. Was ist noch im Himmel?“

„Die Engel!“

„Ihrer Gesellschaft werden wir uns im Himmel freuen. Schreibe: Die Engel! — Weiter!“

„Die selig Entschlafenen!“

„Der Tod hat sie uns entrissen, aber wir werden sie dort wiederfinden. Schreibe: Die selig Entschlafenen! — Weiter!“

„Kronen!“

„Ja, wir werden Kronen bekommen. Schreibe: Kronen! — Weiter!“

„Der Baum des Lebens!“

„Wir haben ein Recht daran. Schreibe: Der Lebensbaum! — Weiter!“

„Das Wasser des Lebens!“

„Ja, wir werden an den Ufern des Lebenswassers wandeln. Schreibe: Lebenswasser! — Weiter!“

„Harfen!“ sagte einer.

„Palmen!“ sagte ein anderer.

„Könnt ihr euch sonst noch etwas denken im Himmel?“

„Das neue Lied!“

„Es wird ein herrliches Lied mit vielen Versen sein, das wir da singen werden: das Lied vom Lamm! — Weiter!“

Die Kinder fuhren fort mit dem Aufzählen. Schließlich standen an der Tafel zwei lange Reihen himmlischer Schätze. Moody zeigte nun den Kindern den Gegensatz zwischen den irdischen und den himmlischen Schätzen. Es war trotz des Regentages eine sonnige Stunde.

Am meisten gesegnet aber wurde der Helfer, der die Liste an die Tafel geschrieben hatte. Er war noch unbekehrt und nach Kalifornien gegangen, um reich zu werden. Sein Herz hing am Gold. Sein Leben drehte sich ums Gold. Und nun hatte er eine Stunde lang an der Wandtafel Gottes Buchhalter sein müssen. Als Moody San Franzisko verließ, war jener Sonntagsschulhelfer der letzte, der ihm die Hand schüttelte. Jene Wandtafellektion hatte einen neuen Menschen aus ihm gemacht. Es war ihm unter dem Kreuz Jesu aufgegangen: „Gold ist ein schlechter Lebensretter.“

In voller Glut

„Wenn es zu arbeiten gilt, muß man jederzeit in voller Glut stehen“, so hat Moody einmal sein Arbeitsprogramm formuliert. Von diesem Arbeitspro-

gramm ließ er sich auch durch private Interessen nicht abbringen, auch nicht durch seine Ehe und Familie. Bereits im Jahr 1862 hatte sich Moody mit Emma Revell verheiratet. Er hatte sie in jener Sonntagsschule, wo er zum erstenmal seine Arbeit begann, kennengelernt. Zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, schenkte ihm seine Frau.

Köstlich ist jenes Geschichtchen, das Mutter Moody einmal mit ihrem Jungen erlebte, als sie mit ihm die Sonntagsschullektion besprach. Sie schilderte dabei das Wachstum der Sünde, wie die Sünde aus kleinen Anfängen den Menschen in großes Verderben führt. Der kleine Mann empfand, daß die Sache ihn anging. Deshalb unterbrach er die ihm höchst peinliche Lektion mit den Worten: „Mama, es scheint, du weichst zu weit vom Text ab!“

Ein anderes Mal sah Vater Moody seinen Stammhalter mit der prächtigen Bilderbibel beschäftigt. Er war gerade im Begriff, an einem Bild dem Judas Ischarioth die Augen mit der Schere auszustechen. In der Morgenandacht war ihm der Verrat des Judas so zu Herzen gegangen, daß Moody junior nun diese Rache an dem Verräter übte.

Nicht selten hatte Moody die verstorbenen Kinder seiner Sonntagsschule zu beerdigen, weil die unchristlichen Eltern keinen Geistlichen rufen ließen. Einmal war der Fall besonders traurig. Das Töchterlein eines Trinkers war ertrunken, als es aus dem Wasser Brennholz fischen wollte. Es wurde auf dem Armenfriedhof unter vielen anderen beerdigt. „Daß meine Adelheid unter lauter fremden Kindern liegen muß, ist mir sehr schwer“, sagte die Mutter nach der Beerdigung zu Moody. Er besprach die Sache mit seinen Sonntagsschulkindern und kaufte das Gelände für einen Sonntagsschulfriedhof. Noch ehe die Verkaufsurkunde ausgefertigt war, kam die erste Mutter mit ihrem toten Liebling. Er hieß Emma, wie

Moodys Töchterlein. Bald darauf kam eine zweite Mutter, deren Kind gestorben war. Es hieß Willy, wie Moodys Söhnchen. So trugen die beiden ersten Kinder, die auf dem Sonntagsschulfriedhof begraben wurden, die Namen seiner beiden Kinder. Das bewegte Vater Moody tief.

So glücklich es auch in Moodys Familie zuging, so ärmlich waren doch die Verhältnisse in dem kleinen Häuschen, das Moody sein eigen nannte. Manchmal war kein Cent im Haus. „Ich habe kein Geld, du hast kein Essen“, sagte einmal Moody zu seiner Frau. „Es scheint, der Herr hat mich nicht mehr nötig für sein Reich. Vielleicht will er mich wieder in den Laden stecken, daß ich Schuhe und Stiefel verkaufen soll.“ Am selben Tag, wo Moody das sagte, drückte ihm ein Besucher seiner Sonntagsschule einen 50-Dollarschein für seine Sonntagsschule und einen 50-Dollarschein für ihn persönlich in die Hand. „Hier, Frau, siehst du, daß uns der Herr nicht vergessen hat. Wir wollen wenigstens noch so lange fortfahren mit unserem Werk, bis die 50 Dollars aufgebraucht sind.“ Mit diesen Worten gab Moody seiner Frau den 50-Dollarschein.

Moodys Frau sollte in der nächsten Zeit noch eine viel größere Ueberraschung erleben. Ein Freund Moodys errichtete in einer neuen Straße eine Reihe von modernen, bequemen Häusern. Unter diesen bestimmte er eins als Eigentum Moodys. Seine Freunde übernahmen die Einrichtung des Hauses. Alles war da: Küche, Eßzimmer, Schlafzimmer, Kinderzimmer, Studierzimmer. Und alles geschmackvoll und gediegen eingerichtet. Sogar Teppiche und Silberschirr fehlten nicht.

In der Morgenfrühe des Neujahrstages wurde das ahnungslose Ehepaar Moody im Wagen abgeholt und in das neue Haus geführt, das zu ihrer Verwunderung voll bekannter Gesichter war. Erst als Moody

der Vertrag in die Hand gedrückt wurde, wodurch ihm das Haus mit Einrichtung unentgeltlich überlassen wurde, begriff er die Ueberraschung. Vor Bewegung konnte er kaum einen Dank aussprechen. Als die erste Ueberraschung sich gelegt hatte, erzählte er seinen Freunden von der Aermlichkeit seines bisherigen Haushaltes in dem kleinen Häuschen: wie er mit viel Not zu kämpfen gehabt hatte und oft nahe daran gewesen war, an Gottes Verheißungen zu zweifeln. Doch diese Sorgen waren nun erledigt.

Aber gerade an diesem seinem neuen Haus mußte Moody so recht deutlich die Vergänglichkeit alles irdischen Besitzes erkennen, als nämlich 1871 der große Brand in Chikago ausbrach. Eben ging an einem Sonntagabend die Versammlung zu Ende, da läutete die Feuerglocke. Moody ließ sich zunächst nicht aus der Fassung bringen; denn Feuersbrünste kamen in Chikago öfters vor. Immerhin schloß er die Versammlung, und zwar mit den Worten: „Was wollt ihr nun tun mit Jesus? Nehmt diese Frage mit nach Hause und sagt am nächsten Sonntag, was ihr zu tun gedenkt!“

Es kam zu keiner Versammlung mehr am nächsten Sonntag. Als Moody heimging, war der Himmel bereits blutrot von den Flammen über Chikago. 15 000 Häuser sanken damals in Schutt und Asche. Ebenso wie Moodys Kapelle ging auch sein neues Wohnhaus in Flammen auf. Moody rettete von seinem ganzen Besitz nur seine Bibel — für ihn allerdings der wertvollste Schatz durch die vielen Anmerkungen und Notizen, die er im Lauf der Jahre in sie eingetragen hatte. Nur drei dieser Bibelnotizen:

Zu Psalm 23:

Mit mir — der Herr.

Unter mir — grüne Auen.

Neben mir — frisches Wasser.

Vor mir — ein gedeckter Tisch.

Um mich — meine Feinde.
Hinter mir — Gutes und Barmherzigkeit.
Vor mir — das Haus des Herrn.

Zu Matth. 11, 28—30:

Etwas tun — zu Jesus kommen.
Etwas abladen — meine Last.
Etwas aufnehmen — sein Joch.
Etwas finden — Ruhe für meine Seele.

Zu Joh. 14, 6:

Der Weg — folgt mir!
Die Wahrheit — lernt von mir!
Das Leben — bleibt in mir!

Ebenso wie Moody verloren auch seine sämtlichen Gemeindeglieder durch den Brand ihr Hab und Gut. Trauriger aber war noch, daß mehrere hundert Menschen in den Flammen umgekommen waren, darunter auch einige von Moodys Zuhörern an jenem Abend. Zeit seines Lebens lag das Moody wie eine Last auf der Seele. „Weh mir! Da stand ich und gab acht Tage Frist. Ich sagte: Auf den nächsten Sonntag! Aber Gott sprach: In dieser Nacht!“

War auch die Brandkatastrophe zunächst für Moodys Werk ein Rückschlag, so war sie keineswegs ein Stillstand. Ein paar Monate nach dem großen Brand stand Moodys Kapelle wieder da, in Gestalt einer Halle von 30 m Länge und 20 m Breite. Die rohen Balken und Bretter waren zum Schutze gegen die Kälte inwendig mit starkem Packpapier verkleidet. Hatte Moody nicht zu groß gebaut? Soweit man sehen konnte, nichts als Brandruinen! Nur hier und da eine provisorische Hütte, an eine rauchgeschwärzte Wand angelehnt. Aber am Tag der Einweihung wurde es lebendig zwischen den Trümmern. Ueber 1000 Kinder kamen zur Wiedereröffnung von Moodys Kapelle, und da manche auch ihre Eltern mitbrachten, war die Halle vom ersten Tage an voll.

Moody's Halle wurde nicht nur für Sonntagsschule und Abendversammlungen benützt, sondern war auch eine willkommene Herberge für die Obdachlosen. Die Leute wärmten sich tagsüber an den geheizten Oefen. Dazu teilte Moody Kleider und Lebensmittel aus, die ihm aus allen Landesteilen zufließen. Moody selbst bewohnte ein kleines Zimmer in der Bretterkapelle. Vormittags besuchte er die Familien, während die Nachmittage und Abende Gelegenheit boten, die Leute, die in die Halle kamen, unter dem Wort Gottes zu versammeln.

Bis Moody's Mitarbeiter die durch den Brand zerstörte und zerstreute Gemeinde wieder gesammelt hatten, unternahm Moody größere Evangelisationsreisen in den amerikanischen Osten und dann schließlich über das große Wasser nach England. Als Moody zurückkam, stand statt der provisorischen Holzkapelle bereits das imposante Northside-Tabernacle in Stein da.

Moody war bereits 1867 in London gewesen, aber nicht, um dort zu predigen, sondern um den ihm geistesverwandten Spurgeon predigen zu hören. Wenn man ihn damals nach der Rückkehr von dieser ersten Englandreise fragte, was er alles gesehen hätte, mußte er auf die meisten Fragen mit Nein antworten. Aber von Spurgeons Predigten wußte er zu erzählen, als hätte er jahrelang zu Spurgeons Füßen gesessen.

Doch bevor wir näher auf Moody's Evangelisationsreisen eingehen, müssen wir einen Mann nennen, dessen Name unzertrennlich damit verbunden ist: den Sänger und Dichter Sankey. Die beiden Männer hatten sich zum erstenmal 1870 auf einer Jungmännerkonferenz in Indianapolis getroffen. Zum Schluß wurde damals Sankey aufgefordert, ein Lied zu singen. Er sang: „Es ist ein Born . . .“. Die ganze Gemeinde schloß sich dem Refrain jeder Strophe an.

Nach der Versammlung wurde Sankey auch Moody vorgestellt. Das Zwiegespräch, das sich nun entspannt, war kurz folgendes:

„Wo sind Sie her?“ — „Aus Pennsylvanien“.

„Verheiratet?“ — „Ja. Frau und zwei Kinder.“

„Beruf?“ — „Regierungsbeamter.“

„Sie werden wohl Ihren Beruf aufgeben müssen.“

Als Sankey erstaunt aufblickte, fuhr Moody fort: „Sie werden Ihre Regierungsstelle aufgeben und mit mir gehen müssen. Gerade Sie sind der Mann, nach dem ich seit acht Jahren ausgeschaut habe.“

Sankey war noch unentschieden, ob er dem Ruf Moodys folgen sollte. Da machte er am selben Tag eine Straßenevangelisation Moodys mit. Dieser hatte gerade die Zeit gewählt, wo die Arbeiter aus den Fabriken nach Hause eilten. Seine Kanzel war eine große Tonne, die er in eine Straßenecke gerollt hatte. Nach etwa einer Viertelstunde sprang Moody von seiner Tonne herunter und lud die Leute zu einer unmittelbar anschließenden Versammlung in der großen Musikhalle ein.

Sankey und seine Freunde gingen voran, mit lauter Stimme singend: „Sammeln wir am Strom uns alle!“ Im Verlauf weniger Minuten war die Musikhalle mit lauter Leuten im Arbeitskittel gefüllt. Moodys Ansprache war der Tonnenpredigt von vornhin ebenbürtig. Sie endete erst, als die Konferenzteilnehmer sich zur Abendsitzung einfanden. So wurde Sankey Moodys Sänger, der ihn auf all seinen Evangelisationen begleitete. Sankeys Lieder und Melodien durcheilten bald die ganze christliche Welt. Einige von ihnen wurden in Millionenaufgabe verbreitet.

Welche Bedeutung Moody gerade den Liedern bei seinen Evangelisationen beimaß, zeigt uns eine

Aeußerung kurz vor seinem Tode: „Ich bin überzeugt, daß die Mehrzahl der Leute das Singen liebt, und habe es mir darum zum Ziel gesetzt, in meinen Gottesdiensten dem Gesang einen hervorragenden Platz einzuräumen. Das Singen hilft zur Erbauung, sogar bei einer trockenen Predigt.“

Als Moody im Sommer 1872 zur Mildway-Konferenz nach London fuhr, wurde es ihm klar, daß in England Arbeit für ihn sei. Im Frühjahr 1873 nahm er Abschied von seiner Gemeinde und bereitete sich mit seiner Familie zur Reise nach England vor. Bis einige Stunden vor der Abfahrt hatte er noch kein Reisegeld. Da erschien im letzten Augenblick einer seiner Freunde, um Abschied zu nehmen. Mit den Worten: „Ich denke, du kannst in England etwas brauchen“ drückte er ihm eine 500-Dollar-Note in die Hand.

Moody begann zunächst, einer Einladung des Jünglingsvereins in York folgend, in Schottland. Von York ging's nach Sunderland. Aber erst in Newcastle gab es Erweckung. Die Erweckung breitete sich über ganz Schottland und England aus und fand ihren Höhepunkt in Edinburg und Glasgow, wo jedesmal etwa 2000 Seelen ihr Leben dem Herrn übergaben.

Als Moody die ersten Versammlungen in Glasgow hielt, bestellte jemand für ihn einen Taxifahrer, der ihn am Sonntagabend zur Versammlung bringen sollte. Der Fahrer war ein frommer Mann, der am Sonntag grundsätzlich keinen Dienst tat. Er ließ sagen: „Herr Moody wird, wenn er zu Fuß in seine Versammlungen geht, gerade soviel Segen wirken, wie wenn er am Sonntag durch das dritte Gebot hindurchkutschiert.“

Herzergreifend war in einer Jungmännerversammlung in Glasgow der Augenblick, als Moody die vorderen Sitzreihen freimachen ließ, damit die

vortreten möchten, die mit Jesus Ernst machen wollten. Schließlich standen 101 junge Männer vorn. Die ganze Stadt war stolz auf ihre „One hundred and one“. Aus den Reihen dieser 101 ging eine Anzahl gesegneter Reichgottesarbeiter hervor.

In Glasgow traf Moody auch mit Henry Drummond zusammen, der sich später als Professor der Naturwissenschaften einen Namen machte. Die Begegnung Drummonds mit Moody ist nicht nur ihm persönlich zum großen inneren Gewinn geworden, sondern zu noch viel größerem Segen all den vielen jungen Menschen, denen er dann nachher als „Studentenvater“ helfen durfte.

Daß die Erweckung, die Moody damals in England entfachte, nicht nur ein Strohfeuer war, zeigen am besten einige Zahlen. Als 1924 in Glasgow das fünfzigjährige Jubiläum der Moodyschen Evangelisation gefeiert wurde, waren noch 80 Männer da, die sich „Söhne“ Moodys nannten. Außerdem verdanken etwa 1000 „Enkel“ der durch Moody ins Leben gerufenen „Evangelischen Gesellschaft“ ihre Bekehrung.

Moody und Sankey waren mittlerweile die populärsten Leute in England geworden und wurden von einer Stadt nach der anderen gerufen. Irgendwo eröffnete ein Graf die Evangelisationsversammlung mit einer längeren Begrüßungsansprache, worin er unter anderem auch sagte, er freue sich, „den amerikanischen Vetter, den hochwürdigen Pastor Moody aus Chikago“ begrüßen zu dürfen. Das paßte dem bescheidenen Moody nicht. Er begann deshalb seine Evangelisationsansprache mit folgenden Worten: „Der Redner vorhin hat zwei Fehler gemacht. Erstens bin ich gar nicht der hochwürdige Pastor Moody, sondern der Kaufmann Moody aus Chikago. Und zweitens bin ich nicht euer amerikanischer Vetter, sondern durch Gottes Gnade euer Bruder.“ Daß die

Zuhörer nach solcher Einleitung atemlos der nun folgenden Evangelisationsansprache folgten, läßt sich vorstellen.

Im Februar 1875 kam Moody nach London. Die größten Säle der Stadt mußten seine Versammlungen aufnehmen, so die Agricultural-Hall, ein Gebäude für landwirtschaftliche Ausstellungen mit 15 000 Sitzplätzen. Unter den Zuhörern Moodys sah man die verkommensten Gestalten bis zu den feinsten Herrschaften. Auch die englische Kronprinzessin und Englands Premierminister waren anwesend. Da die Agricultural-Hall die Massen nicht zu fassen vermochte, gab Moody Eintrittskarten aus, damit wenigstens jeder einmal an die Reihe kam. Stets aber bekamen die Besucher aus den Arbeiterkreisen die besten Plätze, wie überhaupt die Londoner Evangelisationsversammlungen vorwiegend für die Leute gedacht waren, die der Kirche fernstanden.

Von gewaltiger Durchschlagskraft war in einer Freidenkerversammlung Moodys Ansprache über den Unterschied von „Ich möchte“ und „Ich will“. Auf seine Schlußfrage sprangen über ein halbes Tausend Besucher auf die Füße mit dem Ruf: „Ich will! Ich will! Ich will!“ Währenddessen stand in der dunklen Nacht draußen bei den Kutschpferden eines Taxifuhrwerks einer der wohlhabendsten jungen Männer Londons, der einzige Sohn eines der ersten Londoner Bankiers. „Ich will Ihnen den Lohn für die Stunden zahlen, wenn Sie unterdessen zu Moody gehen und seine Predigt hören“, hatte der junge Student, der Millionär war, zu dem Kutscher gesagt. Und nun stand er auf dem Kutscherplatz und paßte auf die Pferde auf, bis der Besitzer zurückkam.

985mal hat Moody damals in vier Monaten in London gesprochen, an vier Predigtplätzen je 60mal, an einem Predigtplatz 45mal. In London erreichte die Zahl derer, die sich für Jesus entschieden, 2000. Als

Moody 1873 vor Antritt seiner Englandreise gefragt worden war: „Warum gehen Sie nach England?“, hatte er zur Antwort gegeben: „Um zehntausend Seelen für den Herrn zu gewinnen.“ Diese Zahl, die er sich als Glaubensziel gesteckt, hat sich mehr als verdoppelt.

Ein wichtiges Stück der Evangelisationen Moodys waren die „Nachversammlungen“. Moody sprach hier, unterstützt von besonders dazu begabten Brüdern, zu den Menschen, die durch die Evangelisationsansprache erfaßt waren und nun Frieden mit ihrem Gott machen wollten. Gerade in diesen Nachversammlungen sind viele, die ohne seelsorgerliche Hilfe auf dem Weg zum Heil steckengeblieben wären, zur vollen Heilsgewißheit durchgebrochen. Nicht große Zahlen waren Moody bei seinen Evangelisationen die Hauptsache, sondern wirkliche Durchbrüche zum Leben. „Statistik? Nein! Nicht ich, das Lamm führt das Buch des Lebens.“

Irgendwo hatte nach einer ziemlich fruchtlosen Vormittagsversammlung die Abendversammlung durchgeschlagen. Als Moody dazu aufforderte, es möchten sich alle erheben, die dem Herrn nachfolgen wollten, stand so viele auf, daß er es nicht glauben wollte. In der nun folgenden Nachversammlung forderte Moody die Anwesenden deshalb nochmals zur Entscheidung auf — wieder erhoben sich alle. Moody wollte es auch diesmal nicht glauben. Er verwies darum die Entschiedenen für den nächsten Tag nach seiner Abreise ins Pfarrhaus — mit dem Erfolg, daß sich tags darauf im Pfarrhaus wieder so viele meldeten wie in der Nachversammlung am Tage zuvor.

Moodys Evangelisationsansprachen waren ebenso einfach wie kurz. Einige Minuten, bevor die Stunde abgelaufen war, brach er ab, um „das Netz zuzuziehen“. Je größer die Menge war, zu der er sprach, desto einfacher redete er, aber bei aller Einfachheit

doch wieder so, daß jeder einzelne ganz deutlich spürte: Ich bin gemeint.

Moody war ein Volksmissionar im Vollsinn des Wortes. Auge in Auge stand er in den Hauptversammlungen Tausenden von Menschen gegenüber, wenn er mit unendlich einfachen, aber auch ebenso eindringlichen Worten das Evangelium in die Herzen hineinsprach, daß jeder einzelne an seiner schwachen Stelle getroffen und gesegnet wurde.

Auge in Auge stand er in den Nachversammlungen Hunderten von Menschen gegenüber, wenn er die in den Hauptversammlungen Erweckten unter dem Kreuz Jesu vor die Entscheidung stellte, die jeder Mensch einmal in seinem Leben treffen muß: Licht oder Finsternis, alter oder neuer Mensch, verlorengelassen oder sich retten lassen, erlöst oder verdammt.

Auge in Auge stand er in den seelsorgerlichen Aussprachen den einzelnen gegenüber, wenn sie unter dem Kreuz Jesu ihr Leben, das hinter ihnen und vor ihnen lag, ordneten. Gerade in diesem dritten Punkt war Moodys Seelsorge unermüdlich und erfinderisch: bei jeder Gelegenheit, sei es unter dem Laternenpfahl auf der Straße, sei es auf dem Promenadendeck des Ozeandampfers, wußte er die Menschen anzusprechen, doch ihre Lebensbilanz unter dem Kreuz Jesu zu machen.

Gerettet

Moody hat nicht viel Zeit zu schriftstellerischer Arbeit gehabt und sie sich auch nicht genommen. Seine seelsorgerliche Arbeit nahm ihn viel zu sehr in Anspruch. Immerhin hat uns seine Feder auch einige Schriften geschenkt, so „Der Himmel“ (Wo er ist und wer hineinkommt) und „Der Weg zu Gott“ (Wie er zu finden ist). Daneben hat er Betrachtungen über

die 10 Gebote geschrieben unter dem Titel „Gewogen!“ und Winke für den Bibelleser: „Genuß und Gewinn für den Bibelforscher“.

Aus dem reichen Schatz der Beispiele und Bilder, die er in seinen Evangelisationen gebrauchte, hat er für Prediger und Gemeinde eine Auswahl zusammengestellt unter der Ueberschrift „Etwas für jedermann“. In dem Vorwort dazu schreibt er: „Wieder und wieder habe ich gefunden, daß, wenn die ganze Predigt und der Text vergessen ist, irgendeine kleine Geschichte in des Hörers Gedächtnis haften bleibt und Frucht bringt. Man hat mit Recht Beispiele und Illustrationen mit Fenstern verglichen, die Licht auf einen Gegenstand im Zimmer werfen.“

Im folgenden geben wir nur eine kleine Auswahl aus dem reichen Anschauungsmaterial Moodys:

Als der Passagierdampfer „Atlantic“ an der Küste Neufundlands unterging, wurde auch ein Geschäftsmann als ertrunken gemeldet. Sein Geschäft wurde geschlossen, seine Freunde trauerten um ihn. Aber plötzlich erhielt einer das Telegramm: Gerettet! Die Trauer wurde abgelegt und das Geschäft wieder geöffnet. Wenn man heute in jenen Laden geht, kann man unter Glas und Rahmen an der Wand ein großes Wort lesen: „Gerettet!“ — Ob auch über deinem Leben schon dieses „Gerettet!“ steht?

*

Wenn im Frühling auf den Hügeln zu Neu-England, wo ich zu Hause bin, der Schnee schmolz, nahm ich als Knabe ein Brennglas und setzte es den Strahlen der Sonne aus. Diese fielen darauf und entzündeten das Holz, das ich darunterhielt. Der Glaube ist das Brennglas, welches das Feuer Gottes vom Himmel herunterbringt. Es war Glaube, der das Feuer vom Himmel auf den Berg Karmel herabzog und Elias Opfer verbrannte.

*

Ein Hirte konnte alle Schafe bei Namen rufen. Er wurde gefragt, ob das wahr sei. Der Hirte rief ein Schaf bei Namen. Das Schaf sah auf und beantwortete den Ruf. Die übrigen aber weideten fort, ohne den Ruf zu beachten. Der Fremde fragte: „Wie können Sie eines vom andern unterscheiden? Sie sehen sich doch alle gleich.“ Der Schäfer sagte: „Sehen Sie, wie das Schaf seine Zehen eindreht? Jenes hat einen schiefen Blick. Das dort hat ein Stück seiner Wolle verloren. Dem hier fehlt ein Stückchen am Ohr. Und sein Nachbar hat einen schwarzen Fleck.“ Der Hirte kannte alle seine Schafe bei ihren Fehlern, er hatte nicht ein einziges vollkommenes in seiner Herde. Ich stelle mir vor, daß unser Herr Jesus, der Gute Hirte, uns auf dieselbe Weise kennt.

*

Die meisten Menschen fallen gerade an der Seite ihres Charakters, wo sie am stärksten sind. Man sagt, daß der einzige Ort, wo die Erstürmung des Schlosses zu Edinburg gelungen war, gerade da lag, wo die Felsen am schroffsten sind und die Besatzung sich am sichersten fühlte. Wenn jemand denkt, er sei besonders stark auf einer Seite, so hat er gerade da besonders über sich zu wachen; denn da wird ihn der Versucher anpacken.

*

Newton besuchte eine Familie, die durch eine Feuersbrunst alles verloren hatte. Er traf die fromme Hausfrau und begrüßte sie mit den Worten: „Ich wünsche Ihnen viel Glück!“ Erstaunt fragte die Frau: „Wie? Glück? Wo all unser Eigentum verbrannt ist?“ Newton entgegnete: „Ja, Glück! Daß Sie soviel Güte besitzen, die das Feuer nicht verzehren kann.“

*

„Was ist dieses Landgut wert?“ fragte ein Mann seinen Freund, als sie an einem prächtigen Herrenhaus mit schönem Park und fruchtbaren Feldern vor-

übergangen. Der Angeredete antwortete: „Den Wert des Besitztums kann ich dir nicht angeben. Aber was es den verstorbenen Besitzer gekostet hat, das weiß ich.“ Der andere: „Wieviel ist's gewesen?“ „Es hat ihn seine Seele gekostet“, war die Antwort.

*

Ein Arbeitgeber drängte einen christlichen Angestellten, am Sonntag zu arbeiten, mit den Worten: „Deine Bibel sagt ja, daß du deinen Ochsen, der am Sabbat in die Grube fällt, herausziehen darfst.“ Der Angestellte antwortete: „Gewiß! Aber wenn mein Ochse die Gewohnheit hätte, an jedem Sonntag in die Grube zu fallen, würde ich entweder die Grube ausfüllen oder den Ochsen verkaufen.“

*

Vor einiger Zeit fragte mich ein Mann: „Moody, muß ich nun, da ich bekehrt bin, die Welt drangeben?“ Ich antwortete ihm: „Nein, Sie müssen nicht die Welt drangeben. Aber die Welt wird bald Sie drangeben, wenn Sie ein klares Zeugnis von Jesus ablegen.“

*

Ein Schotte wurde einst gefragt, wer in besonderer Weise bei seiner Bekehrung mitgewirkt habe. Er antwortete: „Zwei — Gott und ich.“ Der andere war erstaunt: „Zwei? Hat Gott das Werk nicht allein getan?“ Der Schotte sagte: „Ja, Gott suchte um jeden Preis meine Bekehrung zu erwirken. Aber ich tat alles, um ihr aus dem Wege zu gehen.“

*

Als ein berühmter Maler aufgefordert wurde, Alexander den Großen zu malen, stieß er auf eine große Schwierigkeit. Alexander war bei seinen Kriegszügen durch einen Schwerthieb verwundet worden, und über seine Stirn lief eine große Narbe. Der Maler sagte sich: Wenn ich die Narbe zeichne,

wird es den Bewunderern des Kaisers wie eine Beleidigung vorkommen. Wenn ich sie fortlasse, so fehlt etwas an der Aehnlichkeit des Bildes. Schließlich fiel ihm ein Ausweg ein. Er stellte den Kaiser dar, den Kopf in die Hand gestützt, so daß, wie zufällig, der Zeigefinger die Narbe auf der Stirn bedeckte. — Möchten wir uns nicht alle mit dem Finger der Barmherzigkeit auf der entstellenden Narbe darstellen, anstatt diese tiefer und schwärzer zu malen, als sie ist?

•

Ueber den Niagara führt eine Brücke. Sie ist eine der größten Verkehrsstraßen der Welt. Alle paar Minuten geht ein Eisenbahnzug darüber hin. Als man die Brücke zu bauen begann, war es das erste, den Drachen eines Knaben steigen zu lassen, um eine dünne Schnur über den Strom zu bringen. An der dünnen Schnur wurde eine stärkere über den Strom gezogen, daran wieder eine stärkere und so fort, bis schließlich ein Drahtseil die beiden Ufer verband. So begann der Brückenbau über den Niagara. Mit der dünnen Drachenschnur fing es an. — Wenn du nichts Großes für Jesus tun kannst, so kannst du vielleicht einem Menschen mit einer dünnen Schnur den Weg zum anderen Ufer zeigen, auf dem Jesus steht. Die Brücke werden dann schon andere bauen.

•

Ich habe von einem gehört, der seekrank war. In diesem Zustand kann man wirklich nichts tun für einen anderen. Da fiel ein Mann über Bord. Der Seekranke hielt zur Schießluke ein Licht hinaus, mehr konnte er nicht tun. Der Ertrinkende wurde gerettet. Er war zum zweiten Male untergesunken und streckte noch einmal die Hand empor. In diesem Augenblick fiel der Lichtschein von der Hand des Seekranken auf seine Hand. Die Leute im Rettungsboot sahen das und konnten ihn ergreifen. — Kannst du

nicht irgendeinem verlorenen Menschen ein Licht hinhalten, das ihm den Weg zu Jesus weist?

Laß mich nicht müde werden, eh' ich mein Ziel erreicht!

Von seiner Englandreise zurückgekehrt, wurde Moody in den nächsten Jahren Träger einer mächtigen Erweckungsbewegung, die durch ganz Nordamerika ging. Neuyork, Philadelphia, Baltimore, St. Louis und Boston waren die Hauptorte, in denen Moody damals evangelisiert hat. „Die Städte sind der Mittelpunkt des Einflusses“, sagte er. Sehr zu dessen Gunsten kam ihm bei seinen mannigfaltigen Evangelisationsarbeiten in den amerikanischen Städten, daß er sich des unbegrenzten Vertrauens der Geschäftswelt erfreute. Er war ja ihresgleichen.

Wenn man die Frucht von Moodys Evangelisationen mit der anderer Evangelisten vergleicht, fällt einem vor allem eines auf: durch Moody wurden nicht nur Zehntausende Fernstehender erreicht, sondern — was noch wichtiger ist — Tausende von gesegneten Reichgottesarbeitern sind eine Frucht seiner Arbeit. Moody ist in der Evangelisationsbewegung eine königliche Gestalt nicht durch seine Predigt allein, sondern ebenso durch die Ausbildung von Reichgottesarbeitern. Zu ihrer Ausrüstung wurde 1886 in Chikago Moodys Bibelinstitut gegründet. „Eines Tages werdet ihr in der Zeitung lesen, daß Moody tot ist. Glaubt kein Wort davon! Im Augenblick meines Todes werde ich lebendiger sein als jetzt.“ Dieses in seiner Seltsamkeit unvergeßliche, einprägsame Wort Moodys wurde leibhaftige Wirklichkeit in seinem Bibelinstitut in Chikago. Fünfzigtausend haben in Moodys Bibelinstitut in den 6 Jahrzehnten seines Bestehens das Rüstzeug bekommen

für einen fruchtbaren Reichgottesdienst. Dreieinhalbtausend von diesen Fünzigtausend sind aufs Missionsfeld hinausgezogen, zweieinhalbtausend von diesen Dreieinhalbtausend stehen heute noch im Missionsdienst in 94 Ländern. Zweihundert Bibelanstalten sind geprägt durch den Studienplan und durch die Richtlinien von Moodys Bibelinstitut in Chikago.

Neben dem bisherigen Mittelpunkt seiner Arbeit in Chikago schuf Moody noch einen zweiten Brennpunkt seiner Arbeit. Dazu ersah er sich seine Vaterstadt Northfield. Nicht weit entfernt von seinem Elternhaus, wo seine neunzigjährige Mutter lebte, kaufte er sich ein Haus mit Gelände. Hier siedelte er sich mit einigen Mitarbeitern, darunter Sankey, an und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Bald hatte er Klarheit darüber, was er zu tun hatte. Nirgends gab es geeignete Erziehungsanstalten für die Töchter der Farmer. Die Mädchen in die großen Städte zu schicken, war zu kostspielig.

1875 errichtete Moody das Northfield-Seminar, eine Töcherschule. In kurzer Zeit standen 3 Gebäude da. Das mittlere davon, ganz aus Granit erbaut, war buchstäblich ersungen. Es wurde nämlich aus dem Reinertrag der gedruckten Sankey-Lieder bezahlt. Sogar ein See war dabei, dessen Anlage sich der spätere Postminister der Vereinigten Staaten Tausende von Dollars hatte kosten lassen. Aufrichtig stolz war Moody auf die prächtigen Baum- und Strauchanlagen, zumal der Anstaltsgrund in seinen Jugendjahren eine öde, wüste Stätte gewesen war. Trotz der strengen Auswahl stieg die Zahl der Schülerinnen bald auf über zweihundert. Aufgenommen wurden nur Mädchen, die wirklich etwas lernen wollten und mit Jesus Ernst machen wollten.

Bald stand neben dem Northfield-Seminar auch die Mount-Hermon-Schule. „Kein Besserungs- und Erholungsheim, sondern für christliche Jünglinge Ge-

legenheit zu besserer Vorbereitung, als sie sonst finden können. Mehr Charakterbildung als Kenntnisse! Neben den Lernstunden landwirtschaftliche Arbeit! Die Bibelstunden allem voran!" Das war mit kurzen Worten das Programm für die 300 jungen Männer der Mount-Hermon-Schule.

Neben der Schularbeit trugen vor allem die alljährlich stattfindenden mehrwöchigen Sommerkonferenzen für Reichgottesarbeiter dazu bei, daß Northfield immer mehr ein zweiter Brennpunkt von Moodys Arbeit wurde. Anfangs fanden die Konferenzen im Freien statt, später in dem Hörsaal auf dem Gipfel des Hermonhügels. Ueber ein Jahrzehnt war so über der Arbeit in Northfield vergangen. Da kam ein Ereignis dazwischen, das den Blick Moodys wieder auf sein altes Missionsfeld in Chikago lenkte.

Moody unterbrach ja immer wieder seine Arbeit in der Heimat durch Evangelisationsreisen. 1881 war er wieder in London zu einem kürzeren Besuch, 1884 noch einmal zu einem längeren Besuch von 8 Monaten. 1892 unternahm er seine letzte Englandreise. Diesmal machte er sogar einen Abstecher nach Palästina, um das Land Jesu mit eigenen Augen zu sehen. Ende des Jahres fuhr er auf dem Lloyddampfer „Spree“ wieder nach Amerika zurück. Ein seltsames Bild: Spiel, Flirt, Tanz — und dazwischen Moody. „Unser Evangelist“, spöttelten die Vorübergehenden. Aber früher, als sie alle dachten, sollte Moodys Stunde kommen.

Ein Krach, ein Stoß, ein Durcheinander! Die Kabinen füllten sich mit Wasser, die Fahrgäste stürzten an Deck. Die „Spree“ war auf einen Felsen aufgelaufen. Die Hauptwelle war gebrochen. Das Schiff hatte ein großes Leck. Der Mannschaft gelang es, die „Spree“ über Wasser zu halten; doch trieb das Schiff stark vom Kurs ab. Als sich am nächsten Tag nirgends ein rettendes Schiff zeigte, brach wegen des

hohen Seegangs eine Panik unter den Fahrgästen aus.

„Beten Sie, Moody! Beten Sie, Moody!“ riefen jetzt dieselben, die vorhin noch ihre Witze über ihn gemacht hatten. Moody schlang einen Arm um einen Pfeiler, damit er auf dem schwankenden Schiff einen festen Stand habe. Dann las er angesichts der angstverzerrten Gesichter ganz ruhig den 91. Psalm. Bei seinem Gebet, das er im Blick auf den Tod sprach, beteten alle mit.

Am nächsten Morgen bemerkte ein kleiner irischer Dampfer die Notsignale der „Spree“ und nahm sie ins Schlepp. Sieben Tage dauerte die Fahrt, um die 1000 Meilen bis zur Küste zurückzulegen. Die Schlepptaue waren infolge des herrschenden Sturmes bis zum Zerreißen gespannt. Gerade als die letzte Kohle verfeuert war, wurde der rettende Hafen erreicht. Trotz der Aussicht auf Rettung waren in diesen sieben Tagen mehrere Passagiere wahnsinnig geworden; einer war einfach über Bord gesprungen.

Auch Moodys Gedanken waren sehr bewegt in diesen Tagen. „Wenn mich Gott wider Erwarten den Erdboden wieder betreten läßt, dann will ich das Evangelium so vielen verkündigen, wie ich nur erreichen kann.“

So faßte Moody auf dem Wrack der „Spree“ den Plan, auf der bevorstehenden Weltausstellung in Chikago 1893 einen Riesenzug von 6 Monaten gegen Satans Reich zu unternehmen. Dieser Feldzug in Chikago sollte das Gegenstück zu seinen campaigns (Feldzügen) in London im Jahr 1875, 1884 und 1892 werden.

„Das ist die Gelegenheit des Jahrhunderts“, sagte Moody. Hunderttausende würden da zusammenkommen, vor allem Männer. Ihnen auf alle nur mögliche Weise das Evangelium zu predigen und predigen zu lassen, war Moodys Plan. Das Hauptquartier für die-

sen Feldzug wurde Moodys Bibelinstitut. Die rechte Hand Moodys war Torrey, der seit 1889 die Leitung des Bibelinstituts innehatte.

Gleich am Eröffnungstage der Weltausstellung, einem wunderschönen Maisonntag 1893, wurden in Moodys Tabernakel drei große Versammlungen gehalten. Doch Moody gab sich damit nicht zufrieden. Hier und dort in der Stadt mietete er Theater- und Zirkusgebäude, die wegen der Konkurrenz der Weltausstellung leerstanden. Aber auch auf dem Ausstellungsgelände selbst sicherte er sich geeignete Hallen für seine Evangelisationsvorträge.

Wenn Moody in einer Halle sprach, dann machten die Firmen der ganzen Nachbarschaft ein schlechtes Geschäft. Alles strömte auf Moodys „Firma“ zu. Während es z. B. den Akrobaten und Künstlern des großen Zirkuszeltens auch mit all ihren Tricks nicht gelang, das Zelt nur halb zu füllen, drängte sich eine vieltausendköpfige Menge, um Moody zu hören. Neidisch sagten die Zirkusleute: „Bei unseren Künsten bleibt der Zirkus halb leer, und der da drinnen auf der Plattform füllt ihn — und hat doch nur ein Buch in der Hand!“

Am 4. Sonntag im Juni waren z. B. in 2 Theatern, 2 Zelten und etlichen anderen Sälen, die Moody gemietet hatte, 30 000 Menschen um das Evangelium versammelt. Was am meisten auffiel, war das Überwiegen des männlichen Geschlechts.

In einem überfüllten Versammlungszelt war es zum Ersticken heiß. Auf einmal prasselte ein heftiger Platzregen auf das Zeltdach nieder, und ein erfrischender Luftzug zog durch die Menschenmassen. Als man hinausging, war der Himmel wolkenlos und sternenklar. Was war geschehen? Die Chikagoer Polizisten hatten die Hydranten aufgeschraubt und mit Feuerschläuchen auf Moodys Zeltdach gespritzt.

Diese Abkühlung sollte ein kleiner Dank dafür sein, daß Moody ihnen soviel Arbeit abgenommen hatte.

Am Anfang einer anderen Versammlung rief ein Mann: „Moody, mein Mantel ist gerade gestohlen worden!“ Worauf ihm Moody mit der heitersten Miene der Welt erwiderte: „Gott sei Dank! Dann ist das rechte Publikum da!“

Auf der Weltausstellung wurde in 50 Sprachen gesprochen. Um auch für den nicht englisch sprechenden Teil der Besucher zu sorgen, hatte Moody bedeutende Redner aus verschiedenen Ländern als seine Mitarbeiter eingeladen. Wir nennen nur Monod aus Paris und Stöcker, den ehemaligen Hofprediger aus Berlin. Zur Betreuung der deutschen Weltausstellungsbesucher ließ Moody Pfarrer Bolt aus St. Paul im Staate Minnesota kommen.

„Mr. Bolt, das deutsche Viertel ist Ihr Arbeitsfeld! Sie müssen selbst vorangehen! Geld ist da! Für gute Anzeigen wird gesorgt.“ Das war das ebenso kurze wie inhaltsreiche Arbeitsprogramm, das Bolt von Moody bei der Begrüßung vorgelegt wurde. Alle Einwendungen wies Moody mit den Worten zurück: „Wir beten für Sie!“ Bolt schlug mitten im „Bayrischen Himmel“ sein Hauptquartier auf. Als Moody das hörte, strahlte er über das ganze Gesicht. „Für den Bayrischen Himmel gebe ich Ihnen meinen besten Sänger!“ Der „Bayrische Himmel“ war nämlich ein Viertel, wo Schenke an Schenke stand, in einer verrufenen Gegend.

Die Tage der Weltausstellung zeigen uns Moody so recht auf dem Höhepunkt seiner Kraft und Vollmacht. „Moody fuhr der Dekadenz an die Kehle und reinigte die öffentliche Meinung der Nation“, schreibt ein guter Kenner der amerikanischen Verhältnisse im letzten Viertel des vergangenen Jahrhunderts.

Man merkte Moody seine 56 Jahre nicht an, wie er überhaupt wenig in seiner Kraft nachgelassen hat. „Weißt du, worum ich jeden Tag bete?“ fragte der alternde Moody einen Freund. Der stand gespannt still. „Daß ich nicht am Ende meiner Tage noch eine Dummheit mache“, war Moodys Antwort. Als er 61-jährig starb, da holte ihn der Tod mitten aus der Arbeit heraus.

Seine letzten Evangelisationen hielt Moody in Kansas City. Die 15 000 Besucher hatten bei der ersten Versammlung ihre Liedertexte auf gedruckten Zetteln in der Hand. „Jeder, der ein solches Papier hat, halte es in die Höhe!“ Moodys Befehl wurde prompt ausgeführt. „Setzt euch jetzt auf die Zettel!“ Lächelnd folgten die Leute auch diesem Vorschlag. Moody hatte gewonnenes Spiel. Die vielen tausend Zettel konnten während seiner Ansprache nicht mehr hindern.

Am 16. November 1899 sprach Moody über die „Entschuldigungen“ von Luk. 14, 16—24. Er schloß mit den Worten: „Welch ein Wunder, daß ich einem Sünder sagen darf: der Himmel ist so nahe, daß jeder Seufzer hineindringt!“

Am nächsten Tage traf Moody ein leichter Schlaganfall. Er reiste sofort heim. Auf der Heimreise hatte er noch ein seltsames Erlebnis. Sein Zug hatte eine Stunde Verspätung. Wurde diese Zeit nicht durch die Nachtfahrt aufgeholt, dann war am nächsten Morgen der Anschlußzug nach Boston verpaßt. Moody wäre jedoch wegen seines angegriffenen Gesundheitszustandes gern möglichst bald daheim gewesen.

In dieser Verlegenheit ließ ihm der Lokomotivführer sagen: „Moody, einer Ihrer Freunde führt die Lokomotive!“ Der Lokomotivführer war nämlich früher einmal durch Moody zum lebendigen Glauben gekommen. Und tatsächlich, als Moody am anderen Morgen erwachte, war der Bostoner Anschlußzug er-

reicht. Diese Fahrt war die schnellste in den langen Dienstjahren des Lokomotivführers. Für Moody war es die letzte Eisenbahnfahrt seines Lebens. Es schien zuerst, als sollte er sich noch einmal erholen von dem Schlaganfall. Aber der Herr hatte es anders beschlossen, und Moody war mit dem Willen des Herrn einverstanden. Je näher es auf Weihnachten zuing, desto öfter unterhielt er sich mit seinem Sohn über sein Ende und den Fortgang seiner Arbeit — ohne ihn selbst.

Sein Sohn hörte ihn sagen: „Die Erde verschwindet. . . . Die Heimat öffnet sich. . . . Kein Schmerz. . . . Wenn so das Sterben ist, dann ist's nicht schwer. . . .“

Inzwischen waren die Angehörigen herbeigekommen. Sie hörten aus des Sterbenden Mund: „Heut ist mein Krönungstag. . . Nach diesem Tag habe ich seit Jahren ausgeschaut. . . Dwight! Irene? Ich sehe die Kinder (zwei Enkelkinder, welche im letzten Jahr gestorben waren). . . Emma, du warst mir ein treues Weib! . . .“

Dann verlor er für eine Weile das Bewußtsein. Als er wieder zu sich kam, hörte er die Angehörigen um Verlängerung seines Lebens beten. „Ich bin bereit zu leben, wenn es dem Herrn gefällt. . . Ich bin bereit zu sterben, wenn meine Zeit gekommen ist. . .“ Bei diesen Worten senkte sich die Ohnmacht des Todes über ihn.

Am kürzesten Tag des Jahres 1899, am 22. Dezember, schloß der vielgereiste Mann die Augen für immer.

„Reich will ich werden!“, das war der Wunsch seiner Jugendjahre gewesen.

„Reich will ich *machen!*“, das war das Programm seines Manneslebens geworden. Vom Kaufmann zum Evangelisten!

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Eine Reihe christlicher Lebensbilder

Die durchweg ausgezeichnet abgefaßten Schriften eignen sich in ganz hervorragendem Maße zur Verwendung im Religionsunterricht, für Konfirmanden- und Jugendstunden, für Männer- und Frauenabende, für die Zurüstung der Helfer und Helferinnen im Gemeindedienst, sowie als feine Geburtstags- oder Weihnachtsgabe an verdiente Gemeindeglieder und an unsere Jugend.

„Evang. Kirchenbote für die Pfalz“

In jedem Band betrachtet man nicht nur den Ablauf eines bedeutenden Lebens, man sieht auch staunend Gottes Wunderwege im Leben der Männer und Frauen, man erkennt die ernsten Führungen und die ausgestreckten Segenshände des Meisters, dessen Eigentum das Leben des einzelnen geworden war.

„Männliche Diakonie“

Das ist ein außerordentlich glückliches Unternehmen, die Lebensbilder dieser Zeugen Gottes in so volkstümlicher und plastischer Art darzustellen. Die literarische Verwertung der besten Quellen ist dabei besonders hervorzuheben. Ein wirklicher Dienst zur kirchengeschichtlichen Blickerweiterung und Glaubensstärkung.

Sup. Lic. Th. Brandt

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Bisher sind erschienen:

Band

- 1 **Bodelschwingh.** Ein Lebensbild für unsere Zeit. Von Ernst Senf. 80 S.
- 2 **Pastor Wilhelm Busch.** Ein fröhlicher Christ. Von Wilhelm Busch. 76 S.
- 3 **Johann Christoph Blumhardt.** Von Alo Münch. 96 S.
- 4 **Carl Hilty.** Ein Freund Gottes. Von Friedrich Seebaß. 76 S.
- 5 **Samuel Keller.** Gottes Werk und Werkzeug. Von Ernst Bunke. 87 S.
- 6 **Was ich mit Jesus erlebte.** Von Marg. Wurmb v. Zink. 80 S.
- 7/8 **Matthias Claudius.** Der Wandsbeker Bote. Von Friedrich Seebaß. 115 S.
- 9/10 **Mathilda Wrede.** Die Freundin der Gefangenen und Armen. Von Friedrich Seebaß. 104 S.
- 11 **Heinrich Jung-Stilling.** Wanderer an Gottes Hand. Nach Marg. Spörlin. 80 S.
- 12/13 **Paul Gerhardt.** Der Sänger der evangelischen Christenheit. Von Friedrich Seebaß. 112 S.
- 14 **Johann Sebastian Bach.** Der Thomaskantor. Von Friedrich Seebaß. 72 S.
- 15 **Schwester Eva von Tielewinckler.** Die Mutter der Vereinsamen. Von Alfred Roth. 80 S.
- 16/17 **D. Otto Funcke.** Ein echter Mensch, ein ganzer Christ. Von Arno Pagel. 112 S.
- 18/19 **Toyohiko Kagawa.** Der Samurai Jesu Christi. Von Carl Heinz Kurz. 112 S.
- 20 **Curt von Knobelsdorff.** Der Herold des Blauen Kreuzes. Von Ernst Bunke. 80 S.
- 21 **Henriette Frein von Seckendorff-Gutend.** Eine Mutter der Kranken und Schwermütigen. Von Heinrich Petri. 80 S.
- 22/23 **Jakob Gerhard Engels.** Von der Macht eines wahren Jüngers Jesu. Von Arno Pagel. 104 S.

Band

- 24 **Elias Schrenk.** Der Bahnbrecher der Evangelisation in Deutschland. Von Johannes Weber. 80 S.
- 25/26 **Markus Hauser.** Ein Hoffnungsleben. Von Albert Jung-Hauser. 96 S.
- 27/28 **Ludwig Richter.** Künstler und Christ. Von Friedrich Seebaß. 104 S.
- 29/30 **Ludwig Hofacker.** Gottes Kraft in einem Schwachen. Von Arno Pagel. 104 S.
- 31/32 **Gräfin Waldersee, Tante Hanna, Mutter Fischbach.** Drei Frauen im Dienste Jesu. Von Arno Pagel. 96 S.
- 33/34 **Johann Friedrich Oberlin.** Der Patriarch des Steintals. Von Carl Heinz Kurz. 96 S.
- 35/36 **Franziskus von Assisi.** Der Herold des großen Königs. Von Carl Heinz Kurz. 96 S.
- 37 **C. H. Spurgeon.** Prediger von Gottes Gnade. Von Ernst Bunke. 80 S.
- 38 **D. Walter Michaelis.** Nachlese von jahrzehntelangem Dienst auf dem Acker des Evangeliums. 80 S.
- 39 **Pestalozzi.** Mensch, Christ, Bürger, Erzieher. Von Otto Eberhard. 88 S.
- 40 **J. Hudson Taylor.** Sein Werk und seine Missionsmethoden. Von Friedhelm Rudersdorf. 80 S.
- 41/42 **Carl Heinrich Rappard.** Ein Zeuge Jesu Christi. Von Ernst Bunke. 96 S.
- 43/44 **Hans Nielsen Hauge.** Ein Wandersmann Gottes. Von Alfred Hauge. 112 S.
- 45 **Johann Albrecht Bengel.** Gottesgelehrter und Ewigkeitsmensch. Von Gottlieb Geiß. 80 S.
- 46/47 **Friedrich Braun.** Ein Baumeister Gottes im Schwabenland. Von Anna Katterfeld und Wilhelm Ilgenstein. 112 S.

Einzelband DM 1,60;

Doppelband DM 2,—
